UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

21. Jahrgang/Heft 2	März/April 1991	
Inhalt		
Zwischen Aufklärung und Übernatur – zur Heimatlosigkeit des Men- schen in der modernen Theologie	Walter Hocres	67
25 Jahre nach dem Konzil	Andreas Schönberger	92
"Evangelium und Dialog" – Zu einem Vortrag von Kardinal Lehmann	Margarethe Kuppe	102
"Der Mensch ist Hauptfigur der Ent- wicklung" – Zur jüngsten Missions- enzyklika	Rudolf Kaschewsky	113
DOKUMENTE, BRIEFE, I	NFORMATIONEN	
Kardinal Ratzingers Geleitwort zum alten Meßbuch		118
"Förderkreise" Ecclesia Dei		119
Ist die Erlaubnis zur Handkommunion rechtmäßig?		120
"Verkleidete Akteure und Zuschauer in Zivil"		121
Ein Interview mit Kardinal Oddi		122
Diözesansynode: Priester unerwünscht?		123
Erklärungen, Erklärungen		125
Modernes Fasten		126
Zum Tode Erzbischof Lefebvres		127

Zu diesem Heft

Dieses Heft steht ganz unter dem Zeichen eines Rückblickes auf 25 Jahre nachkonziliarer Zeit. Der Vortrag, den Professor Hoeres auf der Una Voce-Tagung 1990 in Düsseldorf gehalten hat, verbindet philosophische Analyse mit täglich erfahrener Praxis und bietet so die wichtige Grundlegung unseres Themas.

Wie verschieden werden doch das Konzil und seine Früchte selbst unter den höchsten Würdenträgern der Kirche eingeschätzt! Man vergleiche nur das Interview, das Kardinal Oddi zu diesem Thema gegeben hat, mit dem Vortrag von Kardinal Lehmann, der ebenfalls in diesem Heft kommentiert wird. Von denen, die der Konzilseuphorie erliegen, wurden und werden die kritischen Stimmen nur allzu schnell als "Unheilspropheten" abgetan, wie sowohl aus Kardinal Lehmanns Vortrag ersichtlich ist als auch in dem Beitrag "25 Jahre nach dem Konzil" belegt wird. Haben jene Propheten wirklich so Unrecht gehabt?

Trägt die Wiederzulassung der alten Messe wirklich "auf ihre Weise" zur vom Konzil gewollten "Einheit in der Verschiedenartigkeit" bei – oder ist diese Formulierung, die Kardinal Ratzinger in seinem Geleitwort zum Neudruck des alten Missale gebraucht, nur der Versuch, sowohl die Berechtigung des Konzils als auch seine Revisionsbedürftigkeit auf einen Nenner zu bringen?

25 Jahre nach Konzilsabschluß ist es auch an der Zeit, einen Blick auf die Missionstätigkeit der Kirche zu werfen. Anlaß dazu bietet die neueste Enzyklika des Heiligen Vaters. Welches Bild der Kirche und ihrer Würde und Unverzichtbarkeit kommt in diesem Dokument zum Ausdruck? Was für ein Bild der Kirche in vielen Theologenköpfen herumspukt, zeigen die immer mehr aus dem Boden schießenden "Erklärungen" – und diese propagieren ihre eigene Sicht der Aufgabe des Konzils.

Mitten in die Endredaktion dieses Heftes traf die Nachricht vom Tode Erzbischof Lefebvres. Selbst die, die sich von ihm losgesagt haben, können nicht umhin, ihm ihren aufrichtigen Dank auszusprechen. Dem "verstoßenen" Erzbischof ist der kurze letzte Beitrag des Heftes gewidmet.

Zwischen Aufklärung und Übernatur – zur Heimatlosigkeit des Menschen in der modernen Theologie

Von Walter Hoeres

Erkenntnis als Kontemplation

Von nachdenklichen Betrachtern der Geschichte der Theologie ist oft darauf hingewiesen worden, daß alle Häresien ihren letzten Grund in einer falschen Auffassung der menschlichen Erkenntnis haben. Tatsächlich setzt eine gesunde Theologie eine zutreffende Auffassung vom Sein und Wesen des Menschen und seiner Stellung zu Gott und Welt voraus, und diese Sicht des Menschen hängt wiederum von der rechten Einschätzung der Natur und Reichweite seiner Erkenntnis ab! Das zeigt sich gerade heute in einem Augenblick, da die Philosophie sozusagen mit dem Rücken an der Wand gegen jenen allüberall verbreiteten Biologismus zu kämpfen hat, der den Menschen als nichts anderes mehr denn als arriviertes Tier einschätzt und die Schöpfungsgeschichte vollends durch die Abstammungslehre ersetzen will. Die Anhänger dieser Lehre weisen darauf hin, daß auch schon die Tiere "raffinierte Intelligenzleistungen" aufweisen. Ihnen hat schon Max Scheler entgegnet, daß die tierische Intelligenz immer im Dienste der organischen Bedürfnisse stehe, während sich nur der menschliche Geist freimachen könne vom Druck und vom Banne aller solchen Notwendigkeit, um sich so für die Frage nach dem wahren Sein und Wesen der Dinge und letztlich für Gott und die Ideen, die ewigen Urbilder der Wirklichkeit zu öffnen.1

Damit knüpft Scheler an die große Tradition der abendländischen Philosophie und Erkenntnislehre an, die in Platons Dialogen *Phaidros* und *Gastmahl* grundgelegt ist. Platons Lehre vom Sinn und Stellenwert der menschlichen Erkenntnis ist der genaue Gegenpol zu jener armseligen Selbsteinschätzung der menschlichen Erkenntnis, zu der wir heute herabgesunken sind. Danach ist Erkenntnis nichts anderes und nicht mehr als bloß ein nützliches Instrument im Kampf ums Dasein: Informationsmittel

Vgl. Max Scheler: Die Stellung des Menschen im Kosmos. 8. Aufl. Bern 1975, S. 38 ff.

oder "Info", wie es im Neudeutsch heißt. Sie ist nichts anderes als eine Taschenlampe, die uns im Dunkel dieser Welt ein wenig voranleuchtet. Zunächst senkt man die menschliche Erkenntnis auf dieses Niveau herab, und dann tut man sich leicht, zu zeigen, daß auch schon die Tiere über solche Erkenntnis verfügen. Der gleiche Trick wird auf die Sprache angewandt. Sprache, so heißt es da seitens der Biologisten, sei Verständigungsmittel im Kampf ums Dasein, und dieses hätten wir von den Tieren geerbt. Offenbar sind wir schon soweit gesunken, daß wir das Sprachspiel, das uns hier mit der Sprache zugemutet wird, gar nicht mehr bemerken. Was hat die Sprache der Psalmisten, die Sprache Hölderlins oder Goethes mit Zurufen und Informationen zu tun, die sich auch schon die Schimpansen gegenseitig "zustellen" mögen, um sich im Kampf ums Dasein zu helfen! Und die Anwendung dieses Beispiels auf die menschliche Erkenntnis liegt auf der Hand!

Natürlich wußte auch Platon schon, daß wir erst leben müssen, um dann philosophieren zu können. Somit ergibt sich die Frage nach dem eigentlichen Sinn und Erfüllungscharakter der Erkenntnis erst dann, wenn die lebensnotwendigen Bedürfnisse gestillt sind. Aber dann muß sie gestellt werden und dann eröffnet sich der Blick auf ihr Wesen als Kontemplation. Sie ist nach Platon erkennende Teilnahme am Schönen. Das ist der einzige große Gedanke des "Gastmahls". Aber das Schöne darf hier nicht im Sinne jener neuzeitlichen ästhetischen Unverbindlichkeit verstanden werden, die es auf den bloßen schönen Anblick und mithin auf den Bereich des bloß Sinnfälligen reduziert. Schön ist vielmehr für Platon das, was sich zu sehen lohnt und zwar aufgrund seines inneren Ranges, seiner Vollkommenheit, Bedeutung und Güte. Daher schaut der abendländische Mensch nach oben. Er beschäftigt sich mit Gott, der menschlichen Seele, den Ideen der Schöpfung. Philosophie und Theologie sind die Hauptfächer im Bildungsplan des Abendlandes, bis die Neuzeit umgekehrt ihren Ehrgeiz darauf richtet, die Welt von unten nach oben zu betrachten und in reduktionistischer Manier den Versuch zu machen, alles, was es nur gibt, aus den elementaren Bausteinen der bloßen Materie nachzukonstruieren.

Hat die Kirche die Wissenschaft unterdrückt?

Hans Blumenberg und andere Philosophen haben der abendländischen Tradition und hier wieder vor allem natürlich der katholischen Kirche den Vorwurf gemacht, sie habe die wissenschaftliche Neugier unterdrückt, die somit erst seit Galilei fröhliche Urständ feiern konnte.² Aber dieser Vorwurf ist im Lichte des abendländischen Bildungsideals gesehen nichts anderes als schlichte Geschichtsklitterung, die bekanntlich in dem Versuch besteht, eine vergangene Epoche mit den Augen und von den Wertmaßstäben der Gegenwart her zu sehen. Tatsache ist, daß das Abendland sich für die Dinge öffnen wollte, die das betrachtende, ja schauende Verweilen lohnen, und das sind nun einmal Gott, die Engel, die erhabenen Geheimnisse des Glaubens, die menschliche Geistseele weit mehr als etwa die Struktur der Moleküle und der Aufbau von Regenwürmern! Es ist ein anderes Erkenntnis- und Bildungsideal, letzten Endes aber natürlich davon ausgehend eine andere Auffassung vom Sinn des menschlichen Lebens, die den hl. Augustinus sprechen läßt: "Deum et animam seire cupio; nihilne plus? Nihil omnino!"

Was Platon uns sagen will, wird freilich nur verständlich, wenn wir Erkennen in seinem Sinne nicht als "Denken", sondern als Anschauung auffassen. Wiederum zeugt es von der Armseligkeit der heutigen Auffassung vom Menschen, die in der gespenstischen Abkehr von der glorreichen Bildungstradition des Abendlandes und dem aufkommenden Nihilismus der neuen Zeit begründet ist, daß man heute in allen Lehrbüchern der Psychologie und selbstverständlich auch der "Erziehungswissenschaft" lesen kann, der Mensch habe drei seelische Tätigkeiten oder Kräfte: Denken, Fühlen und Wollen. Denken ist nur der Weg zur Erkenntnis. Das wird besonders deutlich, wenn wir das Wort "Denken" durch das Wort "Nachdenken" ersetzen. Wer nachdenkt, hat die Sache genau so wenig erreicht wie einer, der ihr noch nachläuft! Am Ende des Nachdenkens steht die Entdeckung der Sache, um die es geht. Und wenn ich sie entdeckt habe, dann ist sie mir in der Anschauung gegenwärtig, denn Anschauung ist nichts anderes als die "Gegenwart der Sache selbst", wie uns die großen Phänomenologen dieses Jahrhunderts Edmund Husserl, Max Scheler, Alexander Pfänder, Dietrich von Hildebrand, Josef Seifert erneut einschärfen - und dies in deutlicher Anknüpfung an Platon.

Dabei muß jedoch gesehen werden, daß es nicht nur eine sinnfällige Anschauung gibt, sondern auch eine geistige, nämlich die Einsicht, für die die lateinische Sprache nicht zufällig fast genau das gleiche Wort besitzt: Intellectio! Umgekehrt eint die beiden Modeströmungen der heutigen Erkenntnistheorie, den Positivismus und den bei uns so sehr in Mode

² Hans Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit. Frankfurt/M. 1966; Vgl. auch vom gleichen Verf.: Der Prozeß der theoretischen Neugierde (Suhrkamp-tb-wissenschaft 24). Frankfurt/M. 1973

70 Walter Hoeres

stehenden "Kritischen Rationalismus" der Haß gegen die Lehre von der Wesenseinsicht, ja Wesensschau als Möglichkeit des menschlichen Erkennens. Aber schon die einfache Vergegenwärtigung eines mathematischen Erkenntnisprozesses, wie wir ihn alle hundertfach in der Schule erlebt haben, zeigt uns, daß am Ende des Denkens regelmäßig der erlösende Blitz der Einsicht steht, in dem uns der Sachverhalt selbst gegenwärtig wird!

Nur wenn wir Erkenntnis in diesem Sinne als Anschauung auffassen, wird es verständlich, wie Platon sagen kann, daß sie die Erfüllung des Menschen ist! Denn bloßes Denken reißt niemand von den Stühlen und kann allenfalls Hobby für Mathematikprofessoren oder überbelichtete Schachspieler sein. Aber Erkennen als schauende Teilnahme an dem, was zum Verweilen einlädt, ist schon laut unserer Sprache höchste Erfüllung und tiefstes Glück des Menschen.3 Sind wir doch "hingerissen", von dem, was sich zu sehen lohnt. Wir "gehen ganz in ihm auf" und sind ganz in es "versunken". Wir "verlieren uns in ihm" und ruhen "selbstvergessen" in ihm! Weil Erkenntnis Teilnahme und Anschauung ist, ist sie die innigste nur denkbare Vereinigung mit der Sache, bei der ich schauend gegenwärtig bin: "unio cognoscentis cum cognito", wie der hl. Thomas immer wieder sagt. Sie ist zudem die innigste Form, in der ich eine Sache besitzen kann, und daher ist es kein Zufall, daß viele Hochsprachen die Vereinigung der Geschlechter mit demselben Wort bezeichnen wie die schauende Gegenwärtigung der Dinge: "Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?", fragt die Gottesgebärerin den Erzengel Gabriel! Und nicht umsonst sagt Aristoteles, der persönliche Schüler Platons, in seinen Büchern "über die Seele", daß "die Seele gewissermaßen alles" sei, da sie an allem in der Erkenntnis teilnehmen könne und alle Dinge in ihrem schauenden Gewahren in ihr Gegenwart und Gestalt gewinnen!

Freilich hat der gleiche Aristoteles Wasser in den Wein seines Lehrers Platon gegossen! Bei ihm wird deutlich, daß der menschliche Geist kein reiner Geist, sondern Fähigkeit der Geistseele ist, die ihrerseits den Leib aufbaut und beseelt. Das heißt mit anderen Worten, daß unser Intellekt keinen unmittelbaren Einblick in das Wesen der Dinge haben kann, sondern sich dazu der Sinne bedienen muß, die er wie Fangarme zu den Dingen ausstreckt. Und das heißt vor allem auch, daß uns eine unmittelbare Anschauung Gottes versagt ist, wenn man nur unsere natürlichen Erkenntniskräfte in Betracht zieht, sodaß wir insofern jedenfalls Gott nur aus der Betrachtung der geschaffenen Dinge schlußweise erkennen können. Aber

³ Vgl. Josef Pieper: Glück und Kontemplation. München 1979

natürlich war auch Aristoteles siriusweit von der modernen Auffassung entfernt, nach der Erkenntnis nur dazu taugt, raumzeitliche Dinge mehr oder weniger gut und im Dienste des Nutzens zu buchstabieren. Auch für ihn ist der Mensch selbstverständlich ganz und gar "animal metaphysicum": philosophierendes und als solches auf Gott hin ausgreifendes Wesen, dessen prägender Affekt nicht Angst und Sorge sind, wie uns die heutigen Existenzphilosophen versichern, sondern das *Staunen*: jenes Staunen, das die Buchhalter aus unserer Liturgie verbannt haben und die Entmythologisierer aus unserer Theologie verbannen wollen!

Die "Empfangsbereitschaft" des menschlichen Geistes

So ist die Kontroverse Platon und Aristoteles kein Zufall, sondern sie spiegelt die tragische Situation des Menschen in dieser Welt wieder, dessen höchstes Ziel die Kontemplation ist und der sich als "verleiblichter Geist" doch so schwer tut, die wahren und lohnenden Gegenstände der Kontemplation vor das Auge seines Geistes zu zwingen! Doch wenn auch unser Intellekt das, was an und für sich die wahren Gegenstände der Kontemplation sind, nicht aktiv erreichen und sich zu ihnen nicht aus eigener Kraft aufschwingen kann, so ist doch seine Empfänglichkeit unermeßlich viel größer als diese seine aktive Kraft des Entdeckens. Geist sein bedeutet in jedem Falle offen sein, grenzenlos offen zu sein für alles, was es nur gibt und geben kann. Das ist der Kern der berühmten theologischen Lehre von der "potentia oboedientialis", der inneren und seinsmäßigen Empfangsbereitschaft unserer geistigen Seele für das eingegossene Licht der Gnade, das sicher ein übernatürliches Geschenk ist, aber ein Geschenk, das wir eben doch aufgrund der Verfassung unseres Geistes, die Offenheit genannt werden kann, jederzeit empfangen können. So ist unser Geist einer Glaskugel vergleichbar, die zwar das Licht nicht selbst in sich erzeugen kann, aber jederzeit für es aufnahmebereit ist!

Damit erfüllt sich auf neuer höherer Ebene die Vision Platons von der Kontemplation als Wesensziel des Menschen! Die vom eingegossenen Lichte der Gnade geformte Theologie ist keine trockene Wissenschaft wie andere, sondern "inchoatio vitae aeternae", Morgendämmern des ewigen Lebens: Betrachtung, ja Beschauung in Begriffe gefaßt. Man lese nur die Kirchenväter oder den größten Theologen des neunzehnten Jahrhunderts Matthias Joseph Scheeben, um sich von der Richtigkeit dieser Definition der Theologie zu überzeugen. Hier ist die Wahrheit kein Ziel, das irgendwie und nur in asymptotischer Annäherung erreicht werden könnte,

sondern bereits anschauliche, wenn auch in eigentümlicher Weise zugleich verhüllte Gegenwart. Denn bliebe sie nicht zugleich auch verhüllt, dann wären wir schon jetzt im Zustande der ewigen Seligkeit!

Was von der Theologie gilt, trifft mutatis mutandis auch auf das geistliche Leben zu, das sich von ihr nährt wie auch umgekehrt: ist doch die Theologie als betrachtende, ja schauende Disziplin immer auch eine Wissenschaft, die nur betend, ja nur auf den Knien betrieben werden kann: eine Tatsache, die in der Kirche von heute nahezu völlig in Vergessenheit geraten ist! Ähnlich wie die hl. Theologie ist auch das geistliche Leben nichts anderes als anbetende Kontemplation, in die schon jener Goldglanz des unaustrinkbaren Lichtes der heiligen Geheimnisse hereinfällt, an dem ich mich "nicht sattsehen kann". Daher ist das geistliche Leben keine Pflichtübung, sondern seine Übung soll uns vielmehr dahin führen, daß wir von seinem Zauber umfangen werden, von dem das Wort gilt: Meditabor in mandatis tuis, quae dilexi nimis!

Dabei wird hier im Bereich der Übernatur auf wunderbare Weise deutlich, wie sich Geist und Sinnlichkeit zur Einheit der Betrachtung und somit zu der des kontemplativen Lebens zusammenfinden können. Wir erfahren diese Einheit ja auch in der Kunst, die nach Hegels tiefem Wort "das sinnliche Scheinen der Idee" ist. Nicht das Auge allein ist es, das das Bild in seiner Schönheit entdeckt, sondern der Geist, der in ihm lebt. In seiner tiefen Lehre vom "sensus communis", dem "Gemeinsinn" beschreibt der hl. Thomas v. Aguin diesen wunderbaren Zusammenklang von sinnfälliger und geistiger Anschauung, der nun im Bereich der Übernatur eine neue unermeßliche Weite des Blicks und der Gegenstände gewinnt. Davon zeugte einst der Reichtum des geistlichen Lebens, davon zeugten die Wallfahrten, die Herz-Jesu-Verehrung, die glanzvolle Gestalt der alten Liturgie, der Rosenkranz: all jene schon erstorbenen und verödeten Frömmigkeitsformen, die noch vor dreißig Jahren Geist, Sinne, Herz und Gemüt des Menschen erfreuten und in den sinnfälligen Bildern und Verrichtungen auf wunderbare Weise die übernatürlichen Geheimnisse durchscheinend machten. So war das geistliche Leben auf einer wenn auch von Platon nicht erkannten Ebene die Erfüllung seines Wortes, daß die Kontemplation, in der sich Sinne und Geist zusammenschließen, die Erfüllung des Menschen sei!

Erkenntnis als Konstruktion

Bei René Descartes (1596-1650), dem "Vater der neuzeitlichen Philosophie", lesen wir die ungeheueren Sätze, die wie kein anderes Manifest den

Abgesang auf dieses Ideal der Kontemplation und seine übernatürliche Erhöhung im Leben der Gnade markieren:

"Ich achtete unsere Theologie und wollte ebenso wie jeder andere mir den Himmel gewinnen. Aber ich hatte von meinen Lehrern versichern hören, daß der Weg zum Himmel den Unwissenden ebenso offenstehe wie den Gelehrten und daß die geoffenbarten Wahrheiten, die dahin führen, unsere Einsicht übersteigen Um mit Erfolg an ihre Prüfung zu gehen, meinte ich, müsse man ungewöhnlichen himmlischen Beistand haben und mehr sein als ein Mensch."⁴

In dieser absoluten Gleichgültigkeit gegenüber der Theologie ist nicht nur das typisch rationalistische Mißverständnis ihres eigentümlichen Hell-Dunkel-Charakters, sondern auch die Ablösung der alten Auffassung von der Erkenntnis als Kontemplation durch die neue der Erkenntnis als Instrument zur Beherrschung der Welt enthalten. Man will die Welt, die man solange staunend als Gleichnis Gottes betrachtet hatte, nun endlich technisch in Griff bekommen. Dazu aber bedarf es nicht mehr der philosophischen Nachfrage nach dem Wesen der Dinge und dem Grunde ihres Seins, sondern der exakt feststellbaren Tatsachen - mögen diese auch noch so oberflächlich sein. Es bedarf dazu der Maßbeziehungen, der Gleichungen, in die diese Beobachtungen nunmehr gebracht werden. Jetzt kann es nicht mehr darum gehen, was denn die Kraft eigentlich ist und wie sie sich zum inneren substantiellen Wesen der Dinge verhält, sondern jetzt geht es darum, die Kräfte zu messen und die gegenseitigen Maßbeziehungen der Körper in eine exakte Relation zu einander zu bringen.

Wenn nun dieses Wissen auch, wie die moderne Wissenssoziologie mit Recht bemerkt, sich dem Impuls verdankt, die Natur in Griff zu bekommen, so hat doch die mathematische Naturwissenschaft wegen ihrer durchsichtigen Klarheit und Exaktheit ihre eigentümliche Faszination. Das ist der Grund für die Versuchung des Rationalismus des siebzehnten Jahrhunderts, ja der ganzen Neuzeit, die Welt als eine Art gigantischen Lego-Baukasten aufzufassen, in dem sich wie aus einfachen Bausteinen – hier Elementen genannt – alles zusammensetzen läßt!

Mit diesem Rationalismus, der Vergötzung des neuen Wissenschaftsideals wird die Philosophie verabschiedet – auch wenn sie als Einrichtung bleibt. Philosophie geht immer davon aus – und die Theologie folgt ihr

⁴ René Descartes: Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs (Reclams-UB 3767). Stuttgart 1973, S. 9

74 Walter Hoeres

darin durchaus! – daß das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Will ich also ein Ganzes wie etwa eine Rose erfassen und ihr Wesen erkennen, dann muß ich mich zunächst schauend in sie vertiefen. Der Physiker und Chemiker, modernen Zuschnitts, der sie sogleich in ihre Bestandteile auflöst, zerstört damit ihre Ganzheit und in gewisser Weise auch sie selbst. Er kann so nur die Bausteine bestimmen, aber nicht das, was daraus als unverwechselbar Neues resultiert. Analyse und Synthese können daher nur Merkmale der Dinge fassen, aber nicht ihr eigentliches unverwechselbares Wesen. Daher sind sie auch kein Weg zur Metaphysik, d.h. kein Weg von der Erkenntnis des Seins der Dinge zu ihrem letzten Grund!

Aufklärung als Agnostizismus und Protestantismus

Die Verabschiedung der abendländischen Philosophie wird nicht zufällig im achtzehnten Jahrhundert, dem der Aufklärung von Immanuel Kant (1724-1804) vollzogen oder besser gesagt vollstreckt. Er zieht die Konsequenzen aus der Neubestimmung der menschlichen Erkenntnis als einer Fähigkeit, die Dinge zu zerlegen und wieder zusammensetzen, wobei der praktische Nutzen dieses zunächst theoretischen Verfahrens auf der Hand liegt. Dieses Analysieren ist als Methode nur im Bereich der Naturwissenschaften geeignet. Daher ist es kein Zufall, daß Kant nunmehr vom menschlichen Verstande sagt, er sei nur als Instrument tauglich, die raumzeitlichen Dinge zu buchstabieren: nur die Erscheinungen, nicht aber den Wesenskern der Dinge und der Welt zu erfassen. So wird er zum Begründer des "Agnostizismus", jener fürchterlichen Lehre und Entstellung des Menschen, nach der er keine sichere Erkenntnis von Gott als Schöpfer der Welt, ja noch nicht einmal eine sichere Erkenntnis seines eigenen Wesens als Mensch hat. Das wird nunmehr zum Credo der bürgerlichen Gesellschaft, die um so mehr von den "echten Werten redet", die es zu bewahren gelte, je weniger sie weiß, was darunter zu verstehen sei. Agnostizismus und die fatale Gleichsetzung von Tugend und Arbeitsamkeit, die man so im Abendland gar nicht kannte und die nicht zuletzt auf Calvin zurückgeht, sind geradezu die Wesensmerkmale der aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft. Ihr Bekenntnis zum "Geist" und zur "geistigen Bestimmung des Menschen" wird nun zu einer bloßen verbalen Pflichtübung: geeignet, die Festreden von Gymnasialdirektoren zu verzieren! Denn was ist schon ein Geist, der seine eigentlichen Gegenstände verloren hat, der von Natur nicht mehr offen ist für Gott und die letzten Dinge und der daher wie das

Bewußtsein der Tiere nur noch nach unten auf die raum-zeitlichen Dinge blicken kann! So widmen die Liberalen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ihre neuen bombastischen Opern- und Schauspielhäuser "dem Wahren, Schönen, Guten" und geraten doch in tödliche Verlegenheit, wenn sie aufgefordert werden, auch nur einigermaßen präzise anzugeben, was darunter zu verstehen sei! Denn sie sind natürlich alle Erben Kants und des Agnostizismus, der den Menschen gewissermaßen geistig geköpft hat. Kein Zufall ist es andererseits, daß die Jesuiten schon vor dem Konzil in ihrem Bestreben, womöglich alles zu taufen, ihr Herz für Kant entdeckt und den widerspruchsvollen Versuch unternommen haben, den hl. Thomas mit Kant zu versöhnen. Und natürlich ist auch hier Karl Rahner zu einem der großen Wortführer dieser Bestrebungen geworden!⁵

Aber diese drastische Einschränkung der Zuständigkeit des Verstandes hat die Aufklärung und hier gerade auch Kant andererseits nicht gehindert, ihn für allzuständig zu erklären für das, was es geben kann und nicht geben darf. Im Zeichen der rationalistischen Begeisterung über die Erfolge und das "wie von selbst Weitergehen" der neuen Naturwissenschaft wird nun ihre Klarheit und Durchsichtigkeit zum Prüfstein für das gemacht, was überhaupt wirklich sein kann. Nur das, was dem Verstand oder der Vernunft a priori, d.h. von vorneherein plausibel ist, wird als vernünftig und damit als wirklich akzeptiert. Kaum ein Wort kommt so oft bei Kant vor wie das vom "Gerichtshof der Vernunft", vor dem sich alles, was den Anspruch erhebt, von uns angenommen werden zu sollen, zu verantworten hat

Für diesen hybriden Rationalismus kann es keine Mysterien mehr geben, sondern nur noch jene natürliche Vernunftreligion, für die sich dann selbst noch die Jakobiner unter Robespierre zu erwärmen vermochten. Stolz pocht der aufgeklärte Bürger auf seine Mündigkeit, die auf dem banalen Umstand beruht, daß er nur noch das gelten läßt, was ihm von vorneherein einleuchtet und wieder ist es Kant, der diesen Vernunftstolz auf den Begriff bringt: "Aufklärung ist der Versuch, aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit herauszutreten und sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen".⁶ Kein Wort mehr davon, daß unser Erkenntnisvermögen grenzenlos offen ist für die Geheimnisse der Wirklichkeit und daß seine vornehmste Grundhaltung daher das Staunen ist, das die Aufklärer mit ihrem Kult der schalen Vernünftigkeit gemordet

⁵ Vgl. dazu Walter Hoeres: Kritik der transzendentalphilosophischen Erkenntnistheorie. Stuttgart 1969

⁶ Vgl. Ehrhard Bahr: Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen (Reclams-UB 9714). Stuttgart 1980, S. 9

76 Walter Hoeres

haben! Kein Wort davon, daß es schon im Bereich der Welt eine Unzahl von Dingen gibt, deren Tiefe wir nur ahnend ermessen können!

Von der Anthropozentrik zum Progressismus

Daß die Aufklärung eine radikale Absage an das abendländische Ideal der vita contemplativa ist, hängt natürlich auch aufs engste mit ihrer Anthropozentrik zusammen, die der nachkonziliare Progressismus von ihr übernommen hat. Nun ist nicht mehr Gott die Sonne, um die sich alles dreht und das Sinnziel des Universums, sondern der Mensch und sein irdisches Heil. Gott wird nunmehr zu einem bleichen Gestirn am Rande der Dinge, das allenfalls noch dekorativen Zwecken dient. Er wird allenfalls noch als nützlicher Erfüllungsgehilfe für das irdische Wohl des Menschen angesehen, was gleichfalls vom heutigen Progressismus nahtlos übernommen wurde, obwohl selbst diese Kümmerrolle kaum mit dem deistischen Ansatz der Aufklärung zu vereinbaren ist.

Hört man "Aufklärung", dann denken viele Leute sogleich an Atheismus und Materialismus, aber die Gefährlichkeit dieser bis heute wirksamen Bewegung besteht darin, daß sie in ihrer großen Breite keine solche radikale Absage an Gott, sondern vielmehr eine zunächst kaum merkliche, nur winzige Akzentverschiebung von Gott auf den Menschen gewesen ist, an dessen Stelle heute "die Gesellschaft" getreten ist! Insofern hätte sich Ernst Cassirer in seinem Standardwerk über die Aufklärung seine ständigen Beteuerungen, alles sei halb so schlimm gewesen und die Aufklärung sei durchaus bereit, an Gott usw. festzuhalten, durchaus sparen können.⁷ Noch Voltaire tadelt Denis Diderot, den einflußreichen Mitherausgeber der "Enzyklopädie", wegen seines kaum verhüllten Materialismus und Atheismus, aber man wird deshalb schwerlich den großen Spötter und Freund des alten Fritz als einen Anhänger der alten abendländischen Devise verstehen wollen: ut in omnibus Deus glorificetur!

Anthropozentrik und Agnostizismus vereinigen sich zum Unverständnis für den unermeßlichen Wert der unmittelbar Gott geltenden Akte der Anbetung in Gottesdienst, Liturgie und geistlichem Leben. Sie vereinigen sich zum Unverständnis dafür, daß im kontemplativen, auf Gott hin ausgerichteten Leben das Heil des Menschen besteht. Erkenntnis wird nun in zunehmendem Maße nur noch als Konstruktion verstanden, die ihre Reißbrettentwürfe der Wirklichkeit aufzuzwingen sucht. Der Begriff ist

Ernst Cassirer: Die Philosophie der Aufklärung. Tübingen 1973

nicht mehr das Wesensbild der Dinge, sondern das Prokrustesbett, in das sie hineingezwängt werden. Aufgeklärte Vernunft macht so, wie dies die "Frankfurter Schule", Adorno und Horkheimer, eindringlich gezeigt hat, den Versuch, die Natur immer mehr zu rationalisieren, zu reglementieren, zu organisieren, bis sich am Ende diese nimmermüde Funktion – dem Zauberlehrling gleich – gegen den Menschen und die Gesellschaft richtet, um sie ihren synthetischen neuen Maßstäben dienstbar zu machen und alles auszutilgen, was den künstlichen Schemata nicht entspricht. Mag man auch Adornos These, daß ein gerader Weg vom Vernunftbegriff der Aufklärung bis zum Grauen dieses Jahrhunderts führe, für überzogen halten, so läßt sich doch nicht bezweifeln, daß diese Einschätzung der menschlichen Erkenntnis eine Entwürdigung des Menschen bedeutet, wie sie nicht schlimmer gedacht werden kann.

Jetzt gewinnt Goethes Wort im Faust: "grau, lieber Freund, ist alle Theorie" seine makabre Aktualität. Jetzt wird Lessings perverses Wort aktuell, daß das Suchen dem Menschen gemäßer sei als das Finden und der Besitz der Wahrheit. Wo hätte man dergleichen, schon in sich widersprüchlichen Unsinn vorher geduldet, da es doch schon im Wesen des Suchens liegt, intentional auf sein Ziel hin gerichtet zu sein! Jetzt kommt die Zeit des neuen Toleranzbegriffes, für den nicht mehr die Duldsamkeit gegenüber dem Irrtum und dem Andersdenkenden gilt, sondern Toleranz ganz einfach Indifferenz, ja Wurschtigkeit ist, da ja doch keiner genau wissen könne, wie es sich mit den betreffenden Fragen verhalte. Jetzt wird Gott in die Rolle eines gigantischen Betrügers gedrängt, wie das in Lessings Nathan, der Weise unter dem Beifall der aufgeklärten Welt geschieht.

Aufklärung und Protestantismus

Im neuen Erkenntnis- und Menschenbild treffen sich Aufklärung und Protestantismus. Nicht zufällig wird Kant zum Leibphilosoph des Protestantismus: hat er doch mit seiner Devise: "Ich mußte das Wissen um diese (letzten) Dinge zerstören, um für den Glauben Platz zu machen", die protestantische Sicht vom Glauben als blindem Sprung gerechtfertigt. Nicht zufällig wird Marburg bis in unsere Zeit hinein zur Hochburg des Neukantianismus und jener protestantischen Theologie, die in Bultmanns Enthmythologisierung das tiefste Wollen der Aufklärung vollendet!

Der Affekt des Protestantismus gegen die vita contemplativa und die Vorstellung einer Theologie als *inchoatio vitae aeternae* hat bekanntlich drei Wurzeln:

78

Zunächst wäre hier die lutherische Auffassung der "natura corrupta" zu nennen, nach der die Erbsünde unsere (geistige) Natur nicht nur verwundet, sondern so tiefgreifend zerrüttet hat, daß von daher nicht mehr von einer natürlichen Offenheit unseres Geistes für Gott und von seiner Fähigkeit zur Metaphysik gesprochen werden kann. So vereinigen sich diese düstere Sicht des gefallenen Menschen und der kantische Agnostizismus auf harmonische Weise.

Zweitens wäre hier an den Nominalismus der Reformatoren zu erinnern, der den Begriff nicht mehr als Wesensbild der Dinge, sondern nur noch als äußerlichen Sammelnamen versteht, sodaß es also auch keinen Sinn mehr hat, sich über dieses Wesen der Dinge Gedanken zu machen.

Drittens wäre der Subjektivismus zu nennen, den Paul Hacker in seinem nicht zufällig nach dem Konzil totgeschwiegenen Buch: "Das Ich im Glauben bei Martin Luther" in so meisterhaften Strichen gezeichnet hat.⁸ Danach geht es dem religiösen Akt nie unmittelbar um Gottes Herrlichkeit, sondern um die eigene Heilsgewißheit, wie dies in der nie aufhörenden penetranten Frage Luthers deutlich wird: "Wie finde ich einen gnädigen Gott?". Immer wieder geht es um das eigene Ich und seine Rettung und Stellung, während doch der abendländische Mensch im kontemplativen Leben gerade von sich hinweg auf das wunderbare Ziel seiner Anschauung blickt! So ist der lutherische Subjektivismus wiederum eine harmoische Entsprechung jener großen Wende von der Seins- zur Bewußtseinsphilosophie, als deren Höhepunkt dann schließlich Kant erscheint.

Von der Bewußtseinsphilosophie zum Subjektivismus

Diese fragt nicht mehr in unmittelbarem Zugriff nach dem Sein der Dinge, sondern geht immer schon von den Vorstellungen der Dinge in unserem Bewußtsein aus, um so sich mit dem ausweglosen Problem herumzuschlagen, ob diese Vorstellungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Denn wer sich einmal in den Käfig des Bewußtseins hineinbegeben hat und der irrigen Meinung verfällt, statt der Dinge seien uns nur ihre Bilder im Bewußtsein gegeben, kommt aus dem Käfig nicht mehr heraus. Und letzten Endes dreht sich dann alles immer nur um das eigene, liebe Ich und seine Vorstellungen und nicht mehr um die Wirklichkeit selber. Wir finden diesen Subjektivismus dann vor allem in reiner Ausprägung bei

⁸ Paul Hacker: Das Ich im Glauben bei Martin Luther. Graz-Wien-Köln 1966

Sören Kierkegaard (1813–1855) und seinem penetranten, nie endenden Jammer um die eigene Existenz, zu dem auch die wehleidige Ausbreitung des offenbar gestörten Verhältnisses zu seiner Braut vor einem weltweiten Publikum gehört. Welch ein Unterschied etwa zu den "Bekenntnissen" des hl. Augustinus!

Religion wird bei den Protestanten in konsequenter Weiterführung dieses Agnostizismus nicht als vita contemplativa, sondern dem ursprünglichen Wortsinn gemäß als Rückbindung an Gott verstanden. Das heißt, daß der Mensch sich in dieser Welt zu bewähren und ganz in ihr aufzugehen habe, um dann schließlich von Gott gerettet zu werden. Bewährung in dieser Welt statt unnützer Spekulationen und übertriebener Andachtsübungen: das ist geradezu die Beschreibung des Selbstverständnisses eines wackeren Protestanten, wie noch Bismarck es verstand! Und diese Achsendrehung von der vita contemplativa hinweg zum tüchtigen Leben in der Welt trifft sich wiederum genau mit jener auf den ersten Blick geringfügigen und zunächst kaum merklichen Akzentverschiebung, die wir in der Aufklärung entdeckten!

Damit werden auch die Motive des Klostersturms und der Säkularisierung am Ende der Aufklärung verständlich, die nach dem bekannten Werk von Alfred Lorenzer über "das Konzil der Buchhalter" nur noch von der Barbarei übertroffen wurde, mit der man nach dem Konzil das Interieur so vieler herrlicher Kirchen zerstörte. Gewiß waren an dem Klostersturm auch hinreichend viele ebensowohl aufgeklärte als auch habgierige Katholiken beteiligt. Aber der tiefste Antrieb der Säkularisierung war doch der Affekt gegen die vita contemplativa in den Klöstern: das angeblich unnütze Psalmodieren und Meditieren der Mönche, das der aktivistischen Auffassung vom Ziel des Menschen diametral widersprach, die wir ebensowohl bei den Aufklärern wie den Protestanten finden. Noch mehr war es das schlechte Gewissen gegenüber der kontemplativen Lebensform, die man mutwillig aufgegeben hatte, und die zunächst in den Klöstern noch als Erinnerung an eine glorreiche Zeit der unmittelbaren Nähe zu Gott hin weiterlebte!

Die Preisgabe der vita contemplativa in der Kirche: Öffnung für die Aufklärung

Die Rezeption der Aufklärung im katholischen Raum erfolgte schon mit der Öffnung zur Welt, die möglicherweise vom Konzil anders gemeint

⁹ Alfred Lorenzer: Das Konzil der Buchhalter. Frankfurt/M. 1981

war, de facto und nach dem Eingeständnis schon von Papst Paul VI. aber einen anderen Verlauf nahm, als man erwartet hatte. Denn die "Welt" ist ja keine abstrakte Größe, sondern von der Los-von-Gott-Bewegung geprägt. die die Neuzeit darstellt. Sie ist näherhin selbstverständlich ein Produkt der Aufklärung und des Protestantismus. Wie weit die Rezeption der Aufklärung in der Kirche heute schon gediehen ist, kann eine Beobachtung veranschaulichen, die wohl alle Vortragsredner machen, die schon vor dem Konzil die Ehre hatten, vor katholischen Gremien zu sprechen, und die dies heute noch tun. Wer vor dem Konzil etwa vor einer Kolpinggemeinschaft oder der KAB lobend über die Aufklärung oder gar die französische Revolution gesprochen hätte, dem wäre mehr oder weniger höflich bedeutet worden, er habe sich wohl in der Adresse geirrt. Wer heute hingegen allzu kritische Thesen über den Geist der neuen Zeit äußert, der läuft ganz im Gegenteil Gefahr, von denselben Gremien hinausgeworfen zu werden. Wer beschreibt das Erstaunen des Verfassers dieser Zeilen, als er damals im Jahre 1969 als Vorsitzender der "Bewegung f. Papst u. Kirche e.V." im Haus der katholischen Volksarbeit in Frankfurt zu einer Podiumsdiskussion zusammen mit dem legendären, inzwischen verstorbenen Pfarrer Milch antrat, bei der es um die evtl. Neuorientierung der Kirche ging, und als die progressive Gegenseite mit den Forderungen kam, man müsse in die katholische Kirche die Ideale: "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" integrieren!

Die neue Hinwendung zur Welt, die de facto die Welt der Aufklärung ist, zeigt sich in jener Beitragstheologie, die wir schon in Gaudium et spes finden. Danach hat die Kirche einen Beitrag zum Wohl der Menschheit, zum Frieden und zur Einheit des Menschengeschlechtes und damit doch offensichtlich zu jenem "Fortschritt" zu leisten, der immer das höchste Ideal der Aufklärung gewesen ist. Unaufhörlich führte in diesem Sinne vor allem Kardinal Bea als vielgesuchter Vortragsredner die freimauerischaufklärerischen Parolen von der Einheit des Menschengeschlechtes, von Frieden, Einheit und Weltversöhnung schon während der Konzilszeit und nachher im Munde. Liest man die sehr genaue Biographie seines Privatsekretärs, 10 so ist man entsetzt über das Fehlen des katholischen Originaltones in den letzten Jahren dieses großen Jesuiten und über die gänzlich kritiklose Übernahme der Nomenklatur des Liberalismus!

¹⁰ Stjepan Schmindt: Augustin Bea. Der Kardinal der Einheit. Graz-Wien-Köln 1989

"Beitragsideologie" statt Verherrlichung Gottes

Wir finden diese Beitragsideologie, die seitdem aus der kirchlichen Verkündigung nicht mehr wegzudenken ist, in der merkwürdigen Tatsache, daß Priesteramtskandidaten - über die Motive ihrer Berufswahl befragt heute regelmäßig antworten, es ginge darum, "den Menschen zu dienen". Wir finden diese anthropozentrische Aussage regelmäßig in den Kirchenzeitungen vor Priesterweihen. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätten sie gesagt, daß es für sie kein höheres Ziel gebe, als Gott zu verherrlichen, Christus, dem König zu folgen und Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. Aber dies Letztere können sie ja schon deshalb nicht mehr sagen, weil man die "Seele" in Theologie und Verkündigung weitgehend abgeschafft hat! Wir finden diese Beitragsideologie in dem verräterischen Umstand, daß man - sonst jederzeit bereit, die Bibel gegen die Tradition auszuspielen - die biblische Botschaft vom "Fürsten dieser Welt" ganz unter den Tisch fallen läßt. Wir finden sie schließlich in den endlosen plappernden Fürbitten, die den Wortgottesdienst heute auf Kosten der eigentlichen Opfermesse endlos ausdehnen und in denen es immer wieder um eine gerechte und friedvolle Welt - wenn nicht gar nur um ein nettes und dialogbereites Zusammenleben geht!

Wir finden diese Beitragsideologie aber vor allem in jener diffusen Welt- und Fortschrittsfreudigkeit, die schon lange vor dem Konzil in der Kirche einsetzte, während große Liberale - beeindruckt von dem Grausen dieses Jahrhunderts - die Fortschrittsfreudigkeit längst abgelegt hatten. Schon vor vielen Jahrzehnten hat Kurt Tucholsky einmal bemerkt, was ihm an der Haltung der Kirchen auffalle, das sei ihre "heraushängende Zunge. Atemlos jappend laufen sie hinter der Zeit her, auf daß ihnen niemand entwische. Wir auch, wir auch, nicht mehr wie vor Jahrhunderten: Wir!", so laute nunmehr die Parole. 11 Diese Weltfreudigkeit prägt das kirchliche Leben heute auf allen Ebenen. Sie prägt es bis zum beschwingten Stil der Gottesdienste und dem weltlichen Habitus ihrer Priester. Pfarrfeste lockern die Atmosphäre auf. Die Zeit, die man bei Andachten und Prozessionen erspart, investiert man ins "gemütliche Beisammensein". Und in dieser beschwingten, fortschrittlichen, aufgelockerten Atmosphäre vergißt die Kirche immer mehr ihre eigentliche Aufgabe, die Leidenden zu trösten mit dem einzigen Troste, der hier wirksam ist: "Was sind die Leiden dieser Welt verglichen mit der künftigen Herrlichkeit!"

Zitiert nach Rupert Hofmann: "Überanstrengung der Hoffnung", in: Forum Kathol. Theologie (6. Jg. Heft 3/1990), S. 178

Der Kampf gegen die "Rette-Deine-Seele-Theologie"

Die Rezeption der anthropozentrischen Wende der Aufklärung macht sich nicht nur in der Hast und Unfeierlichkeit der Gottesdienste bemerkbar, sondern mehr noch in dem katastrophalen Unverständnis für die Bedeutung solcher wichtigen Akte der unmittelbaren Huldigung Gottes, wie es etwa die Verehrung des hl. Herzens Jesu oder des hl. Herzens Mariä ist. Eine Wiederholung der Weihe des deutschen Volkes an das hl. Herz Jesu, wie sie einst die deutschen Bischöfe vorgenommen hatten und wie sie vor einiger Zeit Msgr. Prof. Bökmann in einem Brief an die Bischofskonferenz vorgeschlagen hat, würde heute leider wie ein absoluter Fremdkörper in der kirchlichen Landschaft wirken, ja sie würde in ihrer Bedeutung gar nicht mehr verstanden. Schlimmer ist noch der offene Kampf gegen die sogenannte "Rette-Deine-Seele-Theologie", der das eigentliche Wollen der Aufklärung und ihrer Fortschrittsideologie ganz offen in den Raum der Kirche hineinträgt.

Danach könne es heute angesichts der weltweiten Not nicht mehr unsere Aufgabe sein, eine sozusagen private Innerlichkeit zu pflegen, wie dies im früheren geistlich-kontemplativen Leben geschah. Vielmehr müsse die Kirche heute alles daran setzen, die "Sache Jesu" in der Welt durchzusetzen, d.h. alles in ihren Kräften Stehende für eine gerechte, einige Weltgesellschaft tun, in der es keinen Hunger und kein Elend mehr gebe. Schon Otto B. Roegele hat vor vielen Jahren im "Rheinischen Merkur" darauf hingewiesen, daß diese heute so vielgeschmähte "Rette-Deine-Seele-Theologie" im Laufe der Geschichte verantwortlich war für die ungezählten Taten der Nächstenliebe, ja die ganze caritativ-soziale Betreuung der Notleidenden, die bis tief in die Neuzeit hinein nahezu ausnahmslos in den Händen der Kirche lag.

Aber das ist nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend ist allein, daß in einer wahren, theozentrischen Sicht der Dinge, wie sie vor dem Konzil selbstverständlich war, Aufgabe und Ziel der Kirche nicht darin bestehen kann, die irdischen Zustände zu verbessern, sondern Gott zu verherrlichen und Seelen für ihn zu gewinnen. Ziel ist die Gottesliebe und damit eo ipso die Heiligung der einzelnen. Daraus ergibt sich dann von selbst die Nächstenliebe als organische Frucht der Gottesliebe und aus ihr wiederum auch die Mitsorge für die Leidenden und Hungernden. Wer diese Prioritäten verwechselt, wie das heute in der Kirche vor allem bei jungen Theologen nahezu üblich geworden ist, verkennt das Wesen der Kirche und verwechselt die christliche Nächstenliebe mit jener neuzeitlich aufklärerischen "allgemeinen Menschenliebe", deren ideologische Wurzeln

schon Max Scheler in seiner berühmten Abhandlung: "Das Ressentiment im Aufbau der Moralen" schonungslos aufgedeckt hat.¹² Kein Buch wäre den fanatischen Weltverbesserern im Raume der Kirche so sehr zu empfehlen wie diese Schrift! Nach Scheler sind die Pfennige der armen Witwe nicht deshalb so viel wert, weil sie arm ist und sich deshalb bei ihrer Gabe mehr anstrengen muß, sondern weil ihr Tun mehr Liebe verrät und weil es beim Gutes Tun auf diese Liebe ankommt, denn sie ist die beste und unmittelbarste Verherrlichung Gottes, zu der wir fähig sind!

Der neue Typus der Kirchenbeamten

Die Rezeption der Aufklärung, die nur die Kehrseite der Preisgabe der vita contemplativa ist, hat den neuen Typus des Kirchenbeamten hervorgebracht, der das überlieferte Ideal des Priesters immer zu verdrängen droht und, um mit Norbert Greinacher im Spiegel zu reden, "den sakralen priesterlichen Lebensstil ablehnt"! Die "Wende" setzte schon während des Konzils mit elementarer Plötzlichkeit ein. Plötzlich und unversehens nannten sich die Priester "Gemeindevorsteher", kamen in saloppem Zivil daher, und ihre "Identitätskrise", der schließlich 80000 bis 10000 Priester zum Opfer fielen, wurde zum Dauerbrenner in den mehr oder weniger genüßlich kommentierenden Medien! Flankierend wurde eine neue Theologie des "character indelebilis" ersonnen, des unauslöschlichen Siegels, das dem Kandidaten im Sakrament der Priesterweihe eingeprägt wird und das ihn zum "sacerdos in aeternum" werden läßt.

Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich mit Bitterkeit an die Leserbriefkontroverse, die er damals mit Prof. Walter Kasper in der "Deutschen Tagespost" führte. Kasper hatte eine neue Interpretation dieses unauslöschlichen Siegels verlangt, da die klassische Deutung ontologischer Art so von den Theologiestudierenden nicht mehr nachvollzogen werden könne. Vielmehr müsse man das "unauslöschliche Siegel" als eine neue Form des Engagements und der "Ganzhingabe" verstehen. Ich erwiderte ihm darauf in der DT, jeder junge Lehrer oder Feuerwehrmann, der seine Bestallungsurkunde entgegennehme, erhalte damit auch ein neues Engagement und verpflichte sich zur Hingabe an seinen Beruf.

Gerechterweise muß man zugeben, daß es auch dem neuen Kirchenbeamten um Gott, die Verkündigung des Evangeliums, die Gemeinde usw.

¹² Max Scheler: Das Ressentiment im Aufbau der Moralen (Klostermann-Texte-Philosophie). Frankfurt/M. 1978

84 Walter Hoeres

geht, ja Eifer und Arbeitsamkeit sind ihm wahrlich nicht abzusprechen. Aber Religion ist für ihn ebenso wie für den protestantischen Pastor, dem er sich so beflissen anzugleichen bemüht, eher Rückbindung als unmittelbares, immerwährendes Leben auf Gott hin in anbetender Verehrung und mit allen seinen kontemplativen Kräften! Auch hier stehen wir vor jener auf den ersten Blick unmerklichen Akzentverschiebung, die das eigentlich Gefährliche an Aufklärung und Protestantismus ist. Der neue Seelsorger sieht seine Aufgabe zuerst in der Welt und in der Sorge für sie, die er im kleinen in der Gemeinde vorfindet. Selbstverständlich wird diese Sorge dann auch auf Gott bezogen und auf seinen Auftrag. Aber die anschauende und betende, die verehrende Betrachtung der göttlichen Geheimnisse wird jetzt nicht mehr als die Herzmitte seines Lebens verstanden. Und diese Wende von der Theozentrik zur Anthropozentrik kommt wohl am sinnfälligsten im Wandel der Auffassung von der Angemessenheit täglicher Zelebration zum Ausdruck. Früher hieß es, daß eine einzige hl. Messe schon die Existenz des Priesters rechtfertigt und daß dieses hl. Geschehen schon rein in sich ein Akt unermeßlicher Verherrlichung Gottes und damit auch von unvergleichlichem Segen sei. Heute wird es beim jüngeren Klerus fast ausnahmslos als Zumutung empfunden, "ohne Gemeinde" die hl. Messe feiern zu sollen. Sie wird eben als Tun für die Gemeinde und nicht mehr als einzigartiges Schauspiel vor dem Angesichte Gottes empfunden!

Die Richtigkeit dieser Diagnose zeigt sich vor allem an der neuen Gestalt der Ausbildung in den Priesterseminaren. Vor dem Konzil hieß es ausnahmslos: wer ein guter Priester werden will, der muß ein dauerndes Leben der Betrachtung pflegen, er muß einen inneren Zug zur Anbetung des Allerheiligsten haben oder in sich entwickeln, er muß ein besonders inniges Verhältnis zur Gottesmutter haben oder in sich entfalten und täglich im Seminar mit aller Andacht den hl. Rosenkranz beten. Ich erinnere mich noch an meine Seminarzeit in St. Georgen, wo ich vier Semester scholastische Philosophie bis zum Philosophicum absolvierte. Regelmäßig hielt der damalige Regens und Rektor der Hochschule, P. Nikolaus Junk SJ, vor dem Herz-Jesu-Freitag die Betrachtungspunkte und ermahnte die Seminaristen zur Verehrung des hl. Herzens Jesu und dazu, sich jetzt im Seminar, wo noch Zeit sei, Gebetsschätze zu sammeln, auf die man später in der Umtriebigkeit des Lebens als Seelsorger zurückgreifen könne!

"Aufgeschlossene Gemeindeseelsorger" statt betender Priester

Es ist kein Geheimnis, daß das Leben in den Seminaren heute völlig anders aussieht. Auch die einschlägigen Mahnungen des Konzils in seinem Dekret über die Priesterbildung sind ungehört verhallt. Immer wieder bekommt man zu hören, daß ein junger Mann, der im Seminar zu sehr und zu auffällig die klassischen Frömmigkeitsformen wie den Rosenkranz oder die Tabernakelfrömmigkeit pflegt, massive Schwierigkeiten zu erwarten hat und Gefahr läuft, nicht geweiht zu werden. Das ist ja auch einer der Gründe, warum nicht wenige von ihnen dann den Weg zur Priesterbruderschaft St. Pius X. oder St. Petrus gefunden haben und offensichtlich noch finden. Gerechterweise muß man auch hier zugeben, daß das Mißtrauen gegen solche Kandidaten Motiven entspringt, die an und für sich und isoliert betrachtet und bei einer anderen Berufsausbildung honorig wären. Man will "aufgeschlossene", "kontaktfreudige" Gemeindeseelsorger und hat Angst davor, daß sich die allzu übernatürlich ausgerichteten Kandidaten zu sehr in ihrer privaten Frömmigkeit verschließen und damit nicht dem kollektiven Ideal des "wir alle" und "wir alle immer zusammen" entsprechen, das heute selbstverständlich ist und sich auch rein verbal in der Verdrängung der "Nächstenliebe" durch die "Mitmenschlichkeit" manifestiert!

Auch hier und gerade hier stellt sich allerdings sogleich wieder die Frage nach der intellektuellen Redlichkeit dieses Wechsels oder Traditionsbruches, wie er massiver gar nicht gedacht werden kann. Wer hat nun recht? Die Seminaroberen, die vor dem Konzil unnachsichtig auf den genannten Forderungen für das geistliche Leben bestanden, oder die Seminaroberen, die heute oft geradezu das Gegenteil fordern? Wer wurde oder wird zu Unrecht aus den Seminaren entlassen? Die Kandidaten, die es damals an innerer Neigung zur vita contemplativa fehlen ließen, oder die, die hier heute angeblich des Guten zuviel tun?

Man sieht auch an diesem Beispiel wieder, daß die Frage nach der intellektuellen Wahrhaftigkeit die heutige innerkirchliche Diskussion wie eine nicht aufhörende, leise mahnende Grundmelodie durchzieht. Es ist die Frage, ob die diametral verschiedenen Aussagen der Päpste zu wichtigen geistlichen Anliegen wie etwa dem Verhältnis zu anderen Religionen oder dem Ökumenismus, zur Religionsfreiheit, ob die Gestalt der Liturgie vor und nach dem Konzil, die radikale Änderung der Anforderungen in den Seminaren; – ob dies alles und vieles andere mehr, das wir hier nicht aufzählen können, als lebendige Erneuerung der Tradition oder aber als Traditionsbruch zu bezeichnen sei. Und letzten Endes geht es dabei immer

86 Walter Hoeres

um das rechte Verständnis der Aufklärung, das sich im Raum der Kirche so kontradiktorisch gewandelt hat.

Leider hat dieser Wandel des Priesterbildes auch die Bischöfe erfaßt. Der unglückliche Schillerkragen markiert sehr deutlich die Wende vom hohepriesterlichen Hierarchen, vom obersten Lehrer und Wächter des Glaubens in seiner Diözese zum gehetzten Manager, ja hier trifft das Wort vom - oft immens fleißigen - "Kirchenbeamten" buchstäblich zu! Offensichtlich lassen sich die riesigen Aufgaben, die nach den Parkinsonschen Gesetzen mit den immer noch anschwellenden kirchlichen Behördenapparaten verknüpft sind, nur unter Vernachlässigung der eigentlichen Aufgaben bewältigen. Anders ist es nicht zu erklären, daß die Lehrbücher für den Religionsunterricht und die Handbücher für den Religionslehrer großenteils in jenem verheerenden Zustand sind, wie ihn François Reckinger als gewiß unverdächtiger Zeuge beschreibt.¹³ Anders ist es auch nicht zu erklären, daß die Bitten zahlloser Gläubiger um Abstellung der Mißstände, ja der himmelschreienden Skandale in theologischer Lehre, Unterrichtspraxis und Gottesdienst-"Gestaltung" nun schon seit Jahrzehnten immer wieder ins Leere gehen oder allenfalls auf nichtssagende Antworten der jeweiligen bischöflichen Kanzleien oder der Ordinariate hoffen dürfen!

Im Blick auf diese Misere ist man an das Wort eines englischen Historikers erinnert, 14 nach dem die Größe der angelsächsischen Politik im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert darin bestand, daß sich die Lords jeweils für ein ausgiebiges Wochenende auf ihre Landsitze zurückziehen konnten, um in Ruhe über ihre künftigen Pläne und Perspektiven meditieren zu können. Und für die großen kontinentaleuropäischen Politiker dürfte das Gleiche gelten. Man fragt sich angesichts der zahlreichen "Dezernate" und "Referate" in den Ordinariaten, ob es nicht bei dieser Fülle von Mitarbeitern eben doch möglich wäre , die hochwürdigsten Herren entgegen den Parkinsonschen Gesetzen ein wenig effizienter für ihre eigentlichen Aufgaben als Hirten zu entlasten!

Neuevangelisierung als Ausstrahlung oder als Betrieb

Die Progressisten, die nach ihren eigenen Worten so sehr "umgetrieben sind" – das Modewort stammt ebenfalls von den Protestanten! – von der Sorge um die Kirche, mögen auch uns zugutehalten, daß wir diese

¹³ François Reckinger: Verfälschung des Glaubens. Stein am Rhein 1989

¹⁴ Alan Palmer: Glanz und Niedergang der Diplomatie. Düsseldorf 1986

Sorgen teilen und die vorstehenden Zeilen nicht aus Lust an der Polemik, sondern aus einer wirklich brennenden Sorge um die Kirche so formuliert werden mußten! Und diese Sorge hat einen negativen und einen positiven Aspekt. Der negative besteht in der Einsicht, daß die Priesterkrise, die heute unleugbar und weltweit vorhanden ist, vermeidbar gewesen wäre und vermeidbar ist, wenn die Priester voll und ganz zum gottzugewandten und beschaulichen Leben zurückkehren, das einzuüben noch Pius XII. in Humani generis den Bischöfen als "schwere Gewissenspflicht" eingeschärft hat! Nur wer im Angesichte Gottes lebt, wer ein enges Verhältnis zu Christus als König und eine tiefe Verehrung des hl. Herzens Jesu pflegt, kann "ausharren bis ans Ende". Nur er kann in dieser hedonistischen und hypersexuellen Epoche den zahllosen Fallstricken des Satans widerstehen. Um das zu erkennen, bedarf es keiner Soziologie, sondern einfach des "sentire cum ecclesia" und des bloßen Blicks auf die Kirchengeschichte. Nur wer ein inniges Verhältnis zur Gottesmutter entwickelt, kann sicher sein, daß sie ihn als Priester an der Hand nimmt und sicher durch die Fährnisse der Zeit führt.

Und diese persönlichen Beziehungen zu Christus, zu Maria, zu den Heiligen und vor allem zur Hl. Dreifaltigkeit, natürlicher Herzmitte allen geistlichen und gottesdienstlichen Lebens, wollen gepflegt, eingeübt, täglich wieder hergestellt werden. Sie dürfen nicht erkalten: sonst erkaltet auch die priesterliche Berufung und sie stirbt schließlich ganz ab! Das ist der Grund, warum der Salzburger Dogmatiker Ferdinand Holböck seine zahlreichen Bücher geschrieben hat, in denen er anhand reicher Materialien gezeigt hat, wie sehr die ständige und intensive Verehrung der heiligen Geheimnisse Priester und Laien im Laufe der Kirchengeschichte zur Heiligkeit geführt hat – Bücher, die ebenso notwendig wie einfach wunderbar und in der heutigen Zeit ein kostbares Geschenk sind. 15

Würden sie ein solches gottzugewandtes, kontemplatives Leben führen oder wieder neu beginnen, dann würden sich den Theologieprofessoren die Wahrheiten des Glaubens nicht als fremde, ja befremdliche Größen darstellen, denen man durch ständige Neu- und Uminterpretation diese Befremdlichkeit nehmen will, wobei man die Wahrheiten selbst vernichtet! Würden sie zum geistlichen Leben zurückkehren, dann würden jene öffentlichen Skandale vermieden, die darin bestehen, daß Theologieprofessoren abspringen und dennoch auf ihren Professuren verbleiben. Auch hier ist Tübingen nur die Spitze eines Eisberges oder doch jedenfalls

Vgl. u.a. Ferdinand Holböck: Vereint mit den Engeln und Heiligen. Stein am Rhein 1984, und vom gleichen Verf.: Geführt von Maria. Stein am Rhein 1987

88 Walter Hoeres

einer katastrophalen Entwicklung voller Peinlichkeit für das Ansehen der Kirche Gottes. Auch hier wiederholt sich freilich nur die Geschichte – in unvorstellbarer, entsetzlicher Weise, wie man dies vor dem Konzil in seinen schlimmsten Träumen nicht für möglich gehalten hätte. Bekanntlich war Ignaz Döllinger, der große Kirchenhistoriker, derart mit Amtsgeschäften überhäuft, zu denen Forschungen und Vorträge hinzukamen, daß er nach seinem eigenen Eingeständnis kaum noch zum geistlichen Leben kam. Und das Ergebnis ist bekannt!

"Neuevangelisierung" - nur Gremien, Entwürfe, Stellungnahmen?

Der positive Aspekt unserer Sorge ist die Neuevangelisierung Deutschlands, ja ganz Europas, deren Notwendigkeit uns der Heilige Vater mit Recht immer wieder vor Augen stellt. Und auch hier ist die Sache bei aller augenblicklichen Trostlosigkeit wieder ganz einfach. Würde die Kirche, würden die Priester und Laien zu einem wahrhaft gottzugewandten Leben in betrachtendem und beschaulichen Gebet zurückkehren, würden sie wieder theozentrisch statt anthropozentrisch denken und empfinden lernen, dann würden sie wie von selbst ausstrahlen auf die Welt. Diese Ausstrahlung muß einfach da sein. Sie kann nicht organisiert und rational bezweckt werden. Das schließt natürlich jenen missionarischen Schwung und Tatendrang in keiner Weise aus, der heute einfach dadurch gelähmt ist, daß die Missionstheologie nach dem Abgesang auf die "Rette-Deine-Seele-Theologie" nicht mehr weiß, was Mission ist und eigentlich soll.

Heute aber ist die der Neuevangelisierung dienende kirchliche Aktivität ein in sich kreisendes Rad, dessen Motor ein tief empfundener Widerspruch ist. Man merkt, daß man nicht mehr im Besitz der eigentlich spirituellen Dimension ist, die allein bekehrt und ausstrahlt, und sucht diesem Mangel durch hektische Aktivität zu steuern, die wiederum den Rückgewinn des geistlichen Lebens verhindert. Verfolgt man diese Aktivität, die sich nach dem Konzil in unzähligen Gremien, Abstimmungen, theologischen Neuentwürfen, Stellungnahmen und Proklamationen niedergeschlagen hat, dann kann man nur noch an das Wort des Psalmisten denken: "Unsere Tage gehen dahin wie ein Geschwätz"!

Was, so fragen wir, hat denn vor dem Konzil oder dem Einbruch des neuen Geistes die Attraktivität der Kirche und ihre missionarische Ausstrahlungskraft begründet? Wir sind nicht die einzigen, die sich mit dieser Frage beschäftigen! Der bekannte Zürcher Philosoph und Soziologe Hermann Lübbe hat ein lesenswertes Buch geschrieben: Reli-

gion nach der Aufklärung, 16 in dem er der lohnenden Frage nachgeht, warum die Religion trotz aller Attacken der Aufklärung und der Neuzeit nicht abgestorben ist. Dabei geht Lübbe von einem liberalen rein philosophisch-soziologischen Standpunkt und nicht von theologischen Prämissen aus. Seine Antwort lautet, daß die wesenhafte condicio humana, seine Geschöpflichkeit und Endlichkeit, seine Sterblichkeit bleiben, und daß diese Kontingenzerfahrung die Menschen volens, nolens immer wieder dazu führe, sich einer letzten metaphysischen Macht anzuvertrauen.

Übertragen wir Lübbes Frage auf die Situation der kath. Kirche nach der Aufklärung, so muß die Antwort sicher lauten, daß die aufgeklärten Zeitgenossen, die systematisch zum Agnostizismus und Skeptizismus erzogenen Menschen der Neuzeit, denen nichts mehr als wahr und gültig und nichts mehr als heilig galt, durch das unvergleichliche Schauspiel immer wieder angezogen und zu Konvertiten wurden, daß hier in der Kirche noch eine Instanz war, die mit dem Anspruch auftrat, im Besitz der Wahrheit zu sein, im unabdingbaren, ja unfehlbaren Besitz, ja daß sie mit dem Urheber und Garanten der Wahrheit in unmittelbarer Verbindung stehe.

Das ist es gewesen, was den durch die Suche um ihrer selbst willen, durch die Indifferenz in ihrem tiefsten geistigen Streben enttäuschten Zeitgenossen entgegenkam und sie aufrüttelte. Dabei ist allerdings auch wieder zu bedenken, daß es immer viele Institutionen gegeben hat, die in abstracto versicherten, im Besitz der Wahrheit zu sein. Die bloße Versicherung allein vermag niemanden zu imponieren! Hier aber in der Kirche Gottes wurde den Erben der Aufklärung unmittelbar und anschaulich vor Augen geführt, daß die Wahrheit nicht nur ein verbaler Besitz, sondern Gegenstand des kontemplativen Lebens, ja das angefangene Heil selber ist: daß sie, wie dies Platon schon in seinen unvergänglichen Gleichnissen im "Phaidros" vorausahnt, die Nahrung ist, die das Gefieder der Seele immer wieder wachsen läßt und sie so immer wieder emporhebt zum Verkosten jenes unaustrinkbaren Lichtes, in dem sie sich anbetend und staunend verliert. Das war es doch, was die "Außenstehenden" angezogen hat! Oder meint man etwa, der lauthals in den Medien ausgetragene Streit um die Neuinterpretation des Glaubens oder die Rechte des kirchlichen Lehramtes, dieses öffentliche Gezänk, das wir nun schon seit nahezu dreißig Jahren erleben, würde der Neuevangelisierung dienen? Es ist doch nachgerade schon so weit gekommen, daß man

¹⁶ Hermann Lübbe: Religion nach der Aufklärung. Graz-Wien-Köln 1986

immer in geheimer Angst zu einer theologischen Neuerscheinung greift, eine Predigt oder gar eine Wochenendveranstaltung einer katholischen Akademie besucht oder das Fernsehen bei einer kirchlichen Fragen gewidmeten Diskussion anstellt, weil man nie weiß, ob und was jetzt wieder in Frage gestellt oder neu "aufgearbeitet" wird!

Epilog

Man wird schwerlich behaupten können, daß wir die Lage der Kirche in unserem Raum zu düster eingeschätzt hätten. Das können in der Tat nur jene Beschwichtigungshofräte vom Dienst sagen, an denen kein Mangel herrscht. Es sind dies jene Leute, die über den Greuel der Verwüstung hinweg, der von der Kirche Besitz ergriffen hat, entweder mit der erbaulichen Versicherung zur Tagesordnung oder bei Akademietagungen zum Mittagessen gehen: "Der Herrgott wird's schon richten!". Oder die sich mit Abstraktionen zufriedengeben, zu denen - das muß offen gesagt werden - die scholastische Ontologie, die ansonsten nicht hoch genug einzuschätzen ist - immer auch verführt hat. Das sind dann jene Abstaktionen wie die, daß man "auch aufgeschlossen sein müsse für das Neue", wobei ganz von der banalen Notwendigkeit abgesehen wird, konkret zu werden und jedesmal zu prüfen, ob das Neue besser als das Alte sei. Oder Leute, die sich mit dem Hinweis auf die hektische Aktivität in der Kirche begnügen, und an ihr ist ja bis zu der Synodeninflation auf allen Ebenen kein Mangel.

Ernster wäre schon die Kritik, daß wir ein einseitig negatives Bild der Aufklärung gezeichnet hätten, und daß sie wie doch alle solche komplexen Erscheinungen auch Gutes gezeitigt hätte. Das ist unbestritten, aber man übersieht bei dem Einwand, daß die Aufklärung doch auch eine einheitliche Bewegung, ein ganz bestimmter Aufschwung des europäischen Geistes mit einer ganz bestimmten Zielrichtung gewesen ist. Und diese ist aus dem vielfachen Getriebe des achtzehnten, des neunzehnten und auch noch des zwanzigsten Jahrhunderts leicht herauszuschauen. Denn allemal geht es dabei um innerweltlichen Fortschritt, um Emanzipation der menschlichen Vernunft, um kritisches Bewußtsein und letzten Endes um die Festigung der anthropozentrischen Wende, in der sich das ganze Wollen der Aufklärung nach dem Eingeständnis ihrer markantesten Vertreter bis auf den heutigen Tage zusammenfassen läßt.

Und was eine eventuelle Überschätzung der vita contemplativa für das Leben der Kirche betrifft, so seien am Schluß zwei kurze "Gegenproben" verstattet:

Die erste wäre der geradezu wahnwitzige, jedenfalls völlig irrationale Affekt gegen die tridentinische Messe. Dieselben Bischöfe und Theologen, die sich sonst nicht genug tun können, den neuen innerkirchlichen Pluralismus auch im Bereich der Theologie und Gottesdienstgestaltung zu preisen, fangen geradezu an zu zittern, wenn es um die alte Messe geht. Die Ausrede, es gehe um die Einheit der Kirche, ist grotesk, wo doch überall sonst die Vielfalt gepriesen wird. Die Ausrede, es gehe um die Anerkennung des Konzils, überzeugt ebenso wenig, da die meisten, die um die Erlaubnis zur alten Messe nachsuchen, ohne weiteres bereit sind, eine entsprechende Erklärung abzugeben. Es ist etwas anderes und weit mehr, das den Affekt erklärt. Die tridentinische Messe ist das erhabene Schauspiel einer völlig Gott zugewandten, ihn anbetenden und ihm huldigenden Liturgie, der gegenüber die neue Messe schon rein optisch viele, wenn nicht nahezu alle Wesenszüge des latreutischen Kultes eingebüßt hat. Es ist die Gefahr dieser Gegenüberstellung, dieses ständige Konfronto, das für sich selbst sprechen würde und das man eben deshalb scheut. Anders wäre der verbissene Widerstand gegen die großzügige Handhabung der neuen römischen Vorschriften nicht erklärlich.

Die zweite Gegenprobe ist der nicht mehr nur verbissene, sondern wütende Affekt, ja Haß, die erbarmungslose Ächtung, die in der Kirche allem entgegengebracht wird, was auch nur im entferntesten mit dem Namen "Lefebvre" in Zusammenhang gebracht werden kann. Dabei geht es hier nicht um die Diskussion des Falles "Lefebvre", sondern nur um die Diagnose eines neurotischen Phänomens. Dies ist um so auffallender, als man sich heute im kirchlichen Bereich nicht genug tun kann, alle Andersdenkenden zu umarmen. Tatsächlich hat der Verfasser schon erlebt, daß ihm ein geistlicher Herr "aber ganz im strengsten Vertrauen" zuflüsterte, er habe Sympathien für den französischen Erzbischof! Und sich dabei im Zimmer umschaute, in dem nur wir beide uns befanden, als warte schon die Geheimpolizei. Nicht übertrieben scheint die Feststellung, man dürfe sich heute alles oder doch nahezu alles in der Kirche erlauben: nur nicht, den Namen Lefebvre zu nennen! Was ist der Grund für eine so merkwürdige Neurose in einer Gemeinschaft wie der katholischen Kirche, die neuerdings die Toleranz zu ihrer Haupttugend erklärt? Der Grund liegt sicher nicht in den unoriginellen, weil einfach althergebrachten Lehren des Erzbischofs. Er liegt in dem Schauspiel, das die Priesterseminare seiner Kongregation bieten: dem gänzlich theozentrischen, tridentinischen, ungebrochenen Schauspiel der vita contemplativa, das eben deshalb der Apostolische Visitator Kardinal Gagnon seinerzeit mit höchsten Lob bedachte. Er liegt in dem absoluten Kontrast, der diese vita contemplativa vom Leben

der heutigen Seminare unterscheidet! Dementsprechend wird auch der von der Päpstlichen Kommission *Ecclesia Dei* errichteten Priesterbruderschaft St. Petrus dieselbe (nachgerade pathologische) Aversion entgegengebracht.

Nochmals: ist unsere Diagnose zu pessimistisch? Aber Optimismus und Pessimismus sind keine theologischen Kriterien. Unsere Aufgabe ist es lediglich, festzuhalten an der theologischen Tugend der Hoffnung. Und zu beten, daß uns Gott zu Hilfe komme in der jetzigen Not der Kirche, die rein menschlich gesprochen eine fast verzweifelte ist! Beten wir also zum hl. Judas Thaddäus, dem Helfer in verzweifelten Anliegen, daß er der Kirche, für die er sein Blut vergossen hat, durch seine mächtige Fürsprache am Throne Gottes zu Hilfe komme!

25 Jahre nach dem Konzil

Von Andreas Schönberger

Am 8. Dezember 1965 hielt das Zweite Vatikanische Konzil seine zehnte und letzte öffentliche Sitzung ab. Papst Paul VI. beschloß es durch die Überreichung des Päpstlichen Breve an Erzbischof Felici. Der 25. Jahrestag dieses Ereignisses gab in Rom selber nach unserer Kenntnis keinen Anlaß zu besonderen Feierlichkeiten. In seiner Weihnachtsansprache an die Römische Kurie am 20. Dezember 1990 ging Johannes Paul II. auf die Konzilsversammlung ein, deren Folgen er jedoch vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der "aus der Atmosphäre des Konzils hervorgegangenen" Bischofssynode würdigte. Natürlich sagte der Papst einleitend auch einige Worte zur "historischen Tragweite" des Konzils, zitierte kurz dessen Zielsetzung und charakterisierte den gegenwärtigen Stand der Umsetzung seiner Beschlüsse eher bescheiden als eine Periode der "Mühen des Wachstums". Damit sind wir weit entfernt von jenem "Optimismus", der die Eröffnung des Konzils durch Papst Johannes XXIII. am 11. Oktober 1962 sowie seinen Abschluß durch dessen Nachfolger kennzeichnete.

Falsche Propheten

In der Botschaft, die Johannes XXIII. am 11.10.62 zur Eröffnung des Konzils an die Bischöfe der Welt richtete, findet sich auch jene berühmt gewordene Stelle, wo von den "Unglückspropheten", die Rede ist, die "nur unheilvolle Ereignisse vorhersagen".¹ Möglicherweise meinte der Papst damit jene Mahner, die wie das von Romano Amerio zitierte Mitglied der Vorbereitungskommission des Konzils die nach ihrer Meinung geschönte Beschreibung der Weltlage und der Situation der Kirche in der Welt in deren Dokumenten bemängelten (in *Iota Unum*, Milano 1986).

Wie dem auch sein mag, bereits in den 50er Jahren erstrahlten am Himmel der Kirche jene Irrlichter, die den Menschen das irdische Glück verhießen. Die Köpfe dieser Theologen waren vernebelt vom Geist der Welt. Die Theologie der Kirche hatten sie durch ihre eigenen Gedankengebäude ersetzt. Es sei nur an den Namen Teilhard de Chardin erinnert... Auf der anderen Seite hatte es aber schon damals auch hellsichtige "Türmer" gegeben, die für die Kirche Unheil heraufkommen sahen. Zu ihnen gehörte Pierre Debray. In einem Aufsatz, den er wenige Monate nach der Weltbischofssynode 1985, die des Abschlusses des Konzils vor damals 20 Jahren gedacht hatte, in seinem Courrier Hebdomadaire veröffentlichte (nachgedruckt in Fidélité Catholique -April 1986), kam er auch auf die Eröffnungsrede Johannes' XXIII. zu sprechen. Die Rüge des Papstes an die Adresse der "Unglückspropheten" habe ihn mit Angst und Sorge erfüllt. Vom ersten Tag des Konzils an sei er sich bewußt gewesen, daß die Kirche schmerzhaften Drangsalen entgegen gehe. Mit dem neuen Israel verhalte es sich ja nicht anders als mit dem alten. Sobald es nur den Propheten, die das Glück verheißen, sein Ohr leihe, verurteile es sich zu harter Züchtigung: "Ja, auch Prophet und Priester sind gottlos geworden. Ihr Weg wird ihnen zu schlüpfrigem Boden, auf dem sie in der Dunkelheit sich stoßen und fallen. - Den Verächtern von Jahwes

Doch wir können diesen Unglückspropheten nicht zustimmen, wenn sie nur unheilvolle Ereignisse voraussagen, so, als ob das Ende der Welt bevorstünde."

Nachfolgend die ganze Stelle im Wortlaut: "In der täglichen Ausübung unseres Hirtenamtes dringen bisweilen betrübliche Stimmen an unser Ohr, die zwar von großem Eifer, doch nicht von übermäßigem Sinn für Klugheit und das rechte Maß zeugen. Sie sehen in den modernen Zeiten nur Unrecht und Niedergang. Sie sagen ständig, unsere Zeit habe sich im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren gewandelt. Sie betragen sich, als hätten sie nichts aus der Geschichte gelernt, die doch Lehrmeisterin des Lebens ist, und als ob zur Zeit der früheren Konzilien alles nur im vollen Triumph der christlichen Lehre, des christlichen Lebens und der Freiheit des Glaubens vor sich gegangen sei.

Wort sagen sie: "Es wird euch gut gehen". – Und jedem, der nach seinem verstockten Sinn wandelt: "Es wird kein Unheil über euch kommen" (Jer 23, 11, 12, 17).

Glückspropheten sind falsche Propheten. In seinem Streit mit Hananja erklärt Jeremias, allein der Prophet verdiene Glauben, der dem Volk von Götzendienern Gottes Zorn verkündet (Kap. 8). Ein mit der Bibel vertrauter Christ kann und darf sich keinen Illusionen hingeben. Tut er es dennoch, müßten ihn Mariens Mahnungen zur Vernunft bringen, erscheint die Seligste Jungfrau ja nur, um uns zur Umkehr zu bewegen. Verheißt sie "Sehern" etwas anderes als Schweiß, Blut und Tränen, ist Mißtrauen angebracht, und die ihr zugeschriebenen Worte kommen nicht von Gott. Kann man sich vorstellen, Maria hätte so häufig eingegriffen, wäre das neue Israel nicht in der Gefahr gewesen, dem Kult des Baal zu erliegen, dem Gott der Fliegen, die auf dem Dunghaufen gedeihen? Was erhofften sich die Hebräer von ihm? Wohlstand, sexuelle Freiheit, Genuß in jeder Form. "Ihr Gott ist ihr Bauch", schrieb der hl. Paulus. Die wahren Propheten sind denen ein Dorn im Auge, die Osee als Liebhaber von Unrat, als Söhne der Buhlerin bezeichnete. Die wahren Propheten wurden verjagt, verhöhnt, zu Tode gebracht. Jesus weinte über Jerusalem, weil es die Propheten ermordete. In einer Gesellschaft wie der unseren muß ein Christentum, das seiner prophetischen Berufung getreu nach Art des Jeremias vielen Völkern und den "Supermächten" des Augenblicks Krieg, Hungersnot und Pest androht, in einen schlechten Ruf geraten. Man ist ja der "Jeremiaden" schnell überdrüssig, wenn man im Wohlstand lebt...

Die AIDS-Pest - Folge unseres Götzendienstes

Manche Protestanten in Amerika halten AIDS für eine Strafe Gottes, welche die Gemeinschaft der Homosexuellen getroffen habe, deren frecher Triumph zur Beleidigung des Schöpfers geworden sei. Soll man diese schreckliche Krankheit als eine der Plagen Ägyptens betrachten? AIDS gab es zweifelsohne schon lange, man verwechselte es jedoch mit anderen Krankheitsbildern. Feststeht, daß die Immunschwäche ohne die sexuelle Freizügigkeit und die Ausbreitung des Drogenhandels nicht zu einer Geißel geworden wäre. Ohne protestantischer Buchstabenexegese zu verfallen, die andere Übel, wie etwa den Rassismus, hervorbringt, kommt man an der Tatsache nicht vorbei, daß die Vergötzung der Sexualität mit ihren Folgeerscheinungen in Gestalt der Abtreibungs-Liberalisierung oder der

Verherrlichung der Homosexualität zu einem starken Geburtenrückgang und zu einer Überalterung der Bevölkerung geführt haben.

Gott braucht keine Katastrophen zu erfinden. Das besorgen die Menschen selber. Krieg, Hunger und Pest sind die notwendigen Folgen der Mißachtung der göttlichen Gebote. Die moderne Pest in Gestalt von AIDS-Krankheit ist das Produkt unseres Götzendienstes. Das lehren uns Israels Propheten und die, welche die Lauretanische Litanei als ihre Königin bezeichnet. Die göttliche Gerechtigkeit wird unweigerlich wirksam, wenn das Gesetz verachtet wird, und zwar auf Grund der Eigenart eben dieses Gesetzes. Gott hat es nämlich der Menschheit nicht auferlegt als äußeren Zwang, als ein Joch zur Befriedigung seiner Herrschaftsgelüste. Christi ganze Polemik gegen die Pharisäer bekämpft diesen Irrtum, den die protestantischen, fundamentalistischen Sekten und sogar einige pseudo-Traditionalisten, deren Katholizismus vom Jansenismus infiziert ist, weiterhin propagieren. In Wirklichkeit will Gott das Glück des Menschen. Er "sah, was er geschaffen hatte, und er fand es sehr gut" (Gen 1,31). Daß er Adam ein Gesetz gab, geschah deshalb, weil das Menschengeschlecht einer Grundnorm bedurfte, um glücklich zu sein durch den rechten Gebrauch der Schöpfung. Aufgabe der Kirche ist es, gelegen oder ungelegen an die Notwendigkeit des Gesetzes und der Propheten zu erinnern. Christus ist nicht gekommen, sie abzuschaffen, sondern sie zu erfüllen.

Der "Gute Papst Johannes"

In einem mit "Einheit der Kirche" überschriebenen Beitrag des FELS weist Heinz Froitzheim in einem Nachwort zur Enzyklika Johannes' XXIII. Ad Petri cathedram darauf hin, daß diese ein anderes Bild von ihm und seinen mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil verbundenen Absichten und Erwartungen vermittle, als sie von falschen Propheten weithin verbreitet worden sei. In dem Sinne etwa, "als sei 'der gute Papst Johannes' ein Mann gewesen, der endlich fünf gerade sein ließ und mit dem aggiornamento des Konzils einen Freibrief für zeitgeisthörigen Dissens und moralische Permissivität ausgestellt habe. . ." (Heft 1/1991, S. 14). Zu dieser Feststellung paßt durchaus die Aussage des Papstes in seiner Eröffnungsrede: "Das 21. Ökumenische Konzil, dem eine Fülle von Erfahrungen auf dem Gebiete des Kirchenrechtes, der Liturgie, des Apostolates und der Verwaltung zur Verfügung steht, will die Lehre rein und unversehrt überliefern, ohne sie abzuschwächen oder zu entstellen." Leider enthält die gleiche Ansprache aber auch jene andere, berühmt gewordene Stelle, wonach "die wahre

Lehre ... im Licht der modernen Forschungen und der Sprache des heutigen Denkens dargelegt und erforscht werden muß. Man muß die Substanz der alten Lehre des Glaubensschatzes von der Formulierung ihrer sprachlichen Einkleidung unterscheiden. Und darauf muß man, allenfalls mit Geduld, großen Wert legen und dabei alles so abwägen, wie es den Formen und Erfordernissen eines Lehramtes entspricht, das vorwiegend pastoralen Charakters ist." In seinem bereits erwähnten Buch *Iota Unum* hat sich Romano Amerio mit dieser Stelle eingehend befaßt und kam dabei u.a. zu dem Ergebnis, daß sowohl die italienische Wiedergabe derselben wie auch die Übersetzungen in die anderen Sprachen erheblich vom lateinischen Urtext abweichen. Er lautet:

Est enim aliud ipsum depositum fidei, seu veritates quae veneranda doctrina nostra continentur, aliud modus quo eaedem enuntiantur, eodem tamen sensu eademque sententia. Huic quippe modo plurimum tribuendum est, et patientia si opus fuerit in eo elaborandum, scilicet eae inducendae erunt rationes res exponendo, quae cum magisterio, cujus indoles praesertim pastoralis est, magis congruant. Zu deutsch: "In der Tat, etwas anderes ist der Glaubensschatz selber, d.h. die in unserer ehrwürdigen Lehre enthaltenen Wahrheiten, etwas anders aber die Form, in der diese Wahrheiten ausgesagt werden, indem man jedoch den gleichen Sinn und die gleiche Tragweite beibehält. Man muß dieser Form große Bedeutung beimessen und falls notwendig mit Geduld an ihrer Aufbereitung arbeiten. Und man muß auf eine Darstellungsform zurückgreifen, die besser einer Unterweisung vornehmlich pastoralen Charakters entspricht."

Man hat darüber gerätselt, ob der lateinische Text, der als Original gilt, in Wirklichkeit nicht die Übersetzung eines italienischen Urtextes darstellt. Wie dem auch sein mag, die Unterschiede zwischen den Übersetzungen in die Landessprachen sind unübersehbar: Im lateinischen Original fehlt die Wendung: "sprachliche Einkleidung", in den Übersetzungen vermißt man den Hinweis auf "den gleichen Sinn und die gleiche Tragweite" der Neuformulierungen... Hinzu kommt noch, daß Papst Johannes XXIII. bisweilen selber den italienischen Text zitierte...

Diesen Hintergrund muß man vor Augen haben, wenn man die folgenden Überlegungen von Pierre Debray liest: Der "gute Papst Johannes" war ein ausgezeichneter Mann, erfüllt von löblichen Absichten. Er wollte die Religion liebenswert machen. Unsere Zeitgenossen, dachte er (oder der bzw. diejenigen, die an der Abfassung der Eröffnungsrede beteiligt waren, würden wir hinzufügen), haben sich von einem in ihren Augen zu strengen Christentum abgesetzt, das sich von der modernen Welt losgelöst und in ihrer Ablehnung verrannt habe. Johannes XXIII. wollte an der Substanz

nichts ändern, sondern lediglich das Erscheinungsbild verbessern. Das Produkt verkaufte sich schlecht wegen seiner Verpackung. Das Konzil sollte als eine Art "Marketing" – Unternehmen die Ware anziehender machen und das Kaufverhalten günstig beeinflussen. Keine Unglückspropheten mehr, deren griesgrämiger und mürrischer Anblick allein schon genügte, den Kunden davonzujagen! Das in modischen Farben neu angestrichene Geschäftslokal sollte den Kauflustigen zum Klang der Hymne an die Freude empfangen und ihm nur Zucker und Mandelmilchsirup anbieten. Der gute Papst ahnte nicht – so sah es wenigstens aus –, daß man mit der Form auch den Inhalt verändern würde. Die mit fader Melasse überzogene prophetische Botschaft mußte ihren Biß verlieren..."

Diese Darstellung mag in bezug auf die Person Johannes XXIII. überspitzt klingen, trifft aber sehr genau die Mentalität, die sich unter dem Deckmantel des "Konzilsgeistes" in der nachkonziliaren Kirche breitmachte. Ein Bischof tröstete sich kürzlich mit der Behauptung, wäre das Konzil nicht gekommen, hätte die Kirche noch weit mehr Priester und Gläubige verloren. Woher will er das wissen? Im übrigen bedeutet es wenig, daß nicht alle Götzendiener den Tempel verlassen haben. Wenn das Konzil manche davon abhielt, ihren Abfall öffentlich kundzutun, so ändert das nichts daran, daß sie ihn im Herzen doch vollzogen haben. Das ist eher schlecht als gut. Sie täuschen die Gläubigen weiterhin. Die Tatsachen jedenfalls sind nicht zu leugnen: Der Weinstock trägt keine Trauben mehr und der Feigenbaum keine Feigen. Die nachkonziliare Kirche ist steril. Die Marketing-Operation ist nicht nur mißglückt, trotz der neuen Verpackung verkauft sich die Ware noch weniger als vorher. Sie ist dermaßen verfälscht worden, daß sie ihre Nährkraft eingebüßt hat, verdorben durch den Zucker, mit dem man sie überzog, um sie dem verwöhnten Gaumen der Modernen schmackhaft zu machen. Um den Baum mit seinen gelb werdenden Blättern zu retten, müßten die toten Äste beseitigt werden. Doch seit dem Konzil exkommuniziert man nichts mehr². Wenn man noch das Anathema schleudert, so gegen jene, die nach dem Beispiel Jeremias auf den Pfaden des Herrn wandeln.

² "Die Kirche hat den Irrtümern immer widersprochen. Oft hat sie sie mit größter Schärfe verurteilt. Heute hingegen macht die Braut Christi lieber vom Heilmittel der Barmherzigkeit als von der Strenge Gebrauch" (Eröffnungsrede).

Die neuen Unglückspropheten

Sie waren es, die inmitten des allgemeinen Jubels, den das Konzil hervorrief³, die geistlichen Katastrophen verkündeten, welche die Untreue der Konzilsmehrheit der lebendigen Tradition der Kirche gegenüber nach sich ziehen würde⁴. In Frankreich war es z.B. Jean Madiran, der schon zu Zeiten Pius' XII. auf die gefährlichen Umtriebe gewisser Kirchenleute hinwies. Er identifizierte auch die beiden "Frommen", die bereits damals den französischen Episkopat manipulierten: Beuve-Mery bei der Zeitung Le Monde, und Hourdin, dessen Zeitschrift La Vie sich noch als katholisch ausgab. "Die Kirche der Armen" wurde im Hinterstübchen eines Restaurants ausgeheckt, dessen Aushängeschild wie ein böses Omen klingt: "Zum kleinen Reichen"...

Msgr. Lefebvre trat auf...

Auch im deutschen Sprachraum meldeten sich die "Unglückspropheten" zu Wort: P. Hermes, von Haniel, Albert Tinz, Dietrich von Hildebrand, um nur einige Namen aus der Reihe derer zu nennen, die uns bereits für immer verlassen haben.

Heute allerdings besteht die Gefahr, daß sich der eine oder andere Unglücksprophet von damals in seiner Widerstandshaltung versteift und das Konzil als solches ablehnt. Einige sind ihr erlegen, und das in dem Augenblick, da die nachkonziliare Ideologie, die so viele Schäden verursacht hat, langsam zurückzuweichen beginnt. Mancher Bischof drängte bzw.

3 "Sogleich nach der Verlesung des p\u00e4pstlichen Breve erhob sich Papst Paul VI., um den Konzilsv\u00e4tern und der Menge seinen Segen zu geben. Beide Arme hochwerfend rief er aus: ,Im Namen Unseres Herrn Jesus Christus, gehet hin in Frieden' Das Konzil war vor\u00fcber, und die Konzilsv\u00e4ter klatschten und jubelten..." (Der Rhein flie\u00edt in den Tiber von P. Ralph M. Wiltgen, Lins-Verlag Feldkirch 1988, S. 296).

Ein markantes Beispiel für die Untreue gegenüber der Tradition der Kirche ist Karl Rahner, der, wie es in einer Würdigung seiner Person heißt, "das Zweite Vatikanische Konzil, wohin ihn der Wiener Kardinal Franz König mitgenommen hatte, mitgeprägt" hat (Paulinus vom 8. April 90). Der gleiche Kardinal König hatte Ende 1961 die ersten Textentwürfe des Konzils, die bekanntlich später alle "unter den Tisch fielen", an Karl Rahner zu einer Überprüfung gesandt. In seiner Antwort vom 4. Januar 1962 bekannte dieser seinen Gesamteindruck als "eine große Enttäuschung". Man habe Thesen formuliert, "wie man sie auch im 19. Jahrhundert hätte formulieren können".

— "Es sind Elaborate von guten, braven, anständigen, frommen Professoren (Eminenz, Sie kennen sie von Rom her); bieder, fromm, für sich persönlich bescheiden, selbstlos, aber einfach der Situation nicht gewachsen." — "Das Ganze macht den Eindruck einer müden, grauen, römischen Schultheologie, die gar nicht imstande ist zu merken, wie wenig sie es vermag, so zu sprechen, daß sie von einem Menschen von heute verstanden wird" (zitiert in Paulinus vom 11. Sept. 1988).

Wieviel dieser Professorendünkel eines Karl Rahner dem Konzil und vor allem seiner praktischen Umsetzung geschadet hat, weiß Gott allein!

drängt die sogenannten "Traditionalisten" bewußt in den "Schmollwinkel". In den höchsten Rängen der kirchlichen Hierarchie gibt es Männer, die Katholiken – Priester und Laien – nur deshalb zur Revolte provozieren, weil sie in ihren Augen das Unrecht begangen haben, Recht behalten zu haben gegen sie selber... Als das Gerücht aufkam, Msgr. Lefebvre schicke sich an, einen Bischof zu weihen, entkorkte man in einem französischen Bischofspalais die Sektflaschen!

40 Jahre Marsch durch die Wüste

Die Weltbischofssynode von 1985 stand im Zeichen des Bemühens, Verständnis und Umsetzung des Konzils und seiner Texte zurechtzurücken. Das geht aus deren Schlußdokument hervor, worin es u.a. heißt: "Die theologische Auslegung der Konzilslehre muß alle Dokumente für sich genommen und in ihrer Verbindung zueinander vor Augen haben, damit man so den Gesamtsinn der oft sehr untereinander verflochtenen Konzilsaussagen genau darstellen kann. (...) Man darf den pastoralen Charakter genau so wenig von der lehrmäßigen Kraft der Dokumente trennen, wie man Geist und Buchstaben des Konzils nicht gegeneinander ausspielen darf." Und dann die u. E. wichtigste Aussage: "Schließlich muß man das Konzil in Kontinuität mit der langen Tradition der Kirche verstehen. (...) Die Kirche ist auf allen Konzilien ein und dieselbe" (Nr. I, 5). Diese "Kurskorrektur" wird sich nach Lage der Dinge nur sehr langsam durchsetzen können. Pierre Debray meint, dazu seien vierzig Jahre Marsch durch die Wüste erforderlich, wie sie Gott einstens dem Moses auferlegt hatte - die Zeit, die eine eidbrüchige Generation benötigte, um von der Bühne der Geschichte abzutreten. Ja, die Frage stellt sich, ob vierzig Jahre überhaupt ausreichen, um die nachkonziliaren Schäden zu beseitigen und das teilweise verfallene Haus der Kirche wieder aufzurichten⁵. Das lehrt ein auch nur gedrängter Blick auf die derzeitige Situation⁶.

Was das *Personal* der Kirche angeht, so leidet es, insbesondere in den reichen Ländern des Westens, an "Blutleere". Ob die letzte Weltbischofssynode die Krise der *Priesterberufe*, die nicht zuletzt auch eine Krise

⁶ Im folgenden beziehen wir uns auf einen Aufsatz von Abbé Blanchard, erschienen in Fidélité Catholique, Juli-August 1990.

Im Gegensatz hierzu hatte Johannes XXIII. die Hoffnung ausgesprochen: "Erleuchtet vom Licht des Konzils, so vertrauen wir fest, wird die Kirche reicher an Gütern des Geistes und wird mit neuer Kraft und unerschrocken in die Zukunft schauen. Durch eine angemessene Erneuerung und eine kluge Organisation der Zusammenarbeit untereinander wird die Kirche erreichen, daß die Menschen, Familien und Völker ihren Sinn den himmlischen Dingen zuwenden" (ebda.)

der Seminare und des Theologiestudiums ist, beheben oder wenigstens entschärfen konnte, ist eine offene Frage.

Die Kirche hat aber nicht nur einen Blutverlust erlitten, sondern sie ist sozusagen auch außer Atem geraten. Der Hauch des Heiligen Geistes scheint sie verlassen und sich in "Randgruppen" geflüchtet zu haben... Dazu bemerkt ein kritischer Beobachter in der Zeitschrift Catholica: "In weiten Bereichen der kirchlichen Institution schwankt man noch zwischen Skeptizismus und Routine, ohne sich von der Lethargie freimachen zu können, die an die Stelle der Hoffnung auf ein "neues Pfingsten" getreten ist. In Frankreich (aber auch in Deutschland, d. Verf.) beweisen das die Diözesansynoden mit ihrer relativen Bedeutungs- und Kraftlosigkeit. Zwar ist die intellektuelle Diktatur eines gewissen militanten Progressismus gebrochen, dafür stehen wir aber vor einer allgemeinen Erschöpfung des religiösen Denkens. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen scheint nämlich die Angst angesichts der Auflösung des Glaubens die Verantwortlichen nicht sonderlich zu beeindrucken. Ein Teil des kirchlichen Personals dürfte weder psychologisch noch moralisch gerüstet sein, um die unbedingt notwendigen Kurskorrekturen durchzuführen..."

Die an Blutleere leidende, außer Atem geratene Kirche hat vor allem seit dem Konzil erlebt, wie der *Inhalt aller katholischen Wahrheiten* von innen her durch die heuchlerische und lächerliche "Reinterpretation" der Modernisten ausgehöhlt wurde. Diese Reinterpretation beruht auf dem absurden Prinzip des integralen Evolutionismus, d.h. der Mutation des menschlichen Geistes dank des allgemeinen Fortschritts, worauf P. *Calmel* schon 1972 hinwies.

Der ehemalige Progressist Jean-Marie Paupert erklärt ebenfalls seine tiefe Besorgnis darüber, "daß Strukturen zusammenbrechen oder bereits zusammengebrochen sind. Die Strukturen der Kirche sind wesentlich dogmatischer Natur. Nun werden die Dogmen aber nicht mehr gelehrt und nicht mehr geglaubt. Dabei besteht die einzige Möglichkeit zu erfahren, ob jemand den Glauben hat, in der Beantwortung der Frage, ob er sich zum Credo bekennt, d.h. zu den Dogmen. Der gleiche Zusammenbruch ist bei den moralischen Strukturen festzustellen: Die Familien, die noch einige Grundsätze hochhalten, stellen eine kleine Minderheit dar. Dasselbe gilt für die institutionellen Strukturen.

Innerhalb der Gesellschaft läuft alles so ab, als habe die Kirche keinerlei Bedeutung mehr. Man fragt sich, wozu eigentlich noch der Bischof da ist. In ihrer Mehrzahl verbringen die Bischöfe ihre Zeit damit, das nachzubeten, was ihnen die Massenmedien vorsingen. Die Katholiken sind in die laizistische Gesellschaft vollkommen integriert. Wie jedermann tun

auch sie genau das, was sie wollen, wann sie wollen und wo sie wollen" (man denke nur an das Problem der Geburtenregelung!).

Die Kirche auf dem Weg in die "babylonische Gefangenschaft"

Der Prophet Jeremias lebte im 6./7. Jahrhundert vor Christus in einer der dunkelsten Epochen der Geschichte des Volkes Gottes, die dessen Verschleppung nach Babylon durch Nabuchodonosor im Jahre 598 vorausgeht. Das Volk Gottes ist seiner Sendung untreu geworden. Es öffnet sich mehr und mehr den Götzen und Wertvorstellungen seiner Bezwinger. Dabei stützt es sich aber weiterhin auf seinen Bund mit Gott seit Abraham. Doch seine Erinnerung daran entbehrt des Glaubens und des moralischen Rückgrats. Jeremias erkennt, daß eine echte Bekehrung des Volkes nur möglich ist durch eine schreckliche Prüfung: die Deportierung nach Babylon. Jeremias wird von den Politikern geächtet und von den Priestern verfolgt, weil er den Zusammenbruch ihrer falschen Religion und die Zestörung Jerusalems ankündigt. Erst nach seinem Tod wird sein Einfluß auf ein durch die Prüfung des babylonischen Exils geläutertes Volk beträchtlich.

Leben nicht auch wir in einer Zeit, die der des Jeremias gleicht? Allerdings mit dem Unterschied, daß wir die Deportierung nach Babylon nicht mehr fürchten. Ganz im Gegenteil! Die geistliche, kultische, kulturelle Verschleppung der Katholiken ins Babylon der modernen Zeit wird systematisch organisiert von einem wissenschaftlich ausgeklügelten Gedankensystem. Es regiert die Kirche "von" Frankreich und anderswo seit 40 oder 50 Jahren. Es tut das noch weitaus rigoroser seit dem Ende des II. Vatikanums. Dieses Denksystem hat sich allen Bischöfen aufgedrängt, ob sie das wollten - und die Mehrzahl unter ihnen sind Helfershelfer - oder nicht - und das ist die kleine Schar der neuernannten Bischöfe (nicht aller!), die Widerstand leisten und zum Martyrium berufen sind... Das herrschende Denksystem zwingt seine vorgefertigten Schablonen und einheitlichen Methoden allen offiziellen kirchlichen Institutionen auf. Denken wir in Deutschland an die Verbände, die sich in mehr oder weniger zahlreichen Punkten offen gegen die kirchliche Lehre stellen: BDKJ, kfd, dkv, KAB, sogar das ZdK..., um nur diese zu nennen. Denken wir an den katastrophalen Mißerfolg der modernen Katechese, der selbst von ihren Anhängern nicht mehr bezweifelt wird. Denken wir an die Liturgie und ihre Reform, die nach Meinung von Kardinal Lustiger "nach Art der Kulturrevolution Maos" durchgeführt wurde, und die nach Ansicht von

Kardinal *Ratzinger* zu ihrer "Verwüstung" geführt hat. Denken wir an die Seminare, die am stärksten unter die Knute des neuen Denksystems geraten sind. Im Mittelpunkt der Krise der Kirche steht die des Priestertums. Um die Kirche zu ändern, wie das der Modernismus will, mußte man zunächst das Priestertum ändern.

Der Zustand der Kirche 25 Jahre nach dem Konzil ist natürlich kein Kompliment für ein Ereignis, von dem man ein "neues Pfingsten" in der Kirche erhofft hatte. Doch es ist leider die traurige Wahrheit. Wahr bleibt aber auch, daß das Konzil, wenn es endlich so angewandt wird, wie es die Weltbischofssynode 1985 gefordert hat und wie es auch sicher in der Absicht Johannes' XXIII. lag, der es als einen "Strahl überirdischen Lichtes" angekündigt hat, und in der Absicht Pauls VI., der es am 8. Dezember 1965 beschloß, dann wird es früher oder später seine guten Früchte bringen. Trotz allen menschlichen Versagens hat die Kirche schließlich die Verheißung ihres göttlichen Stifters: "Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen"!

"Evangelium und Dialog" – Zu einem Vortrag von Bischof Karl Lehmann

Von Margarethe Kuppe

Aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Abschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils hielt der Bischof von Mainz und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Professor Dr. Dr. Karl Lehmann, einen Vortrag in Graz. Der Vortrag ist überschrieben: "Evangelium und Dialog". Er wurde in der *Herder-Korrespondenz* 45, 1991, S. 84–90, veröffentlicht.

Bischof Lehmann hat wegen seines hohen kirchlichen Amtes und wegen seiner großen theologischen Kompetenz Anspruch auf besondere Aufmerksamkeit; daher ist es angebracht, zu seinem Vortrag Stellung zu nehmen. Diese Stellungnahme kann nur kritisch sein, da der Vortrag in seiner einseitigen Positionsbestimmung zur Kritik herausfordert. Selbst auf die Gefahr hin, von Bischof Lehmann den "notorischen Miesmachern"

beigezählt zu werden, müssen die folgenden Gedanken zur Orientierung an der Wahrheit niedergelegt werden.

Übersicht über den Inhalt des Vortrages

Zunächst soll eine Übersicht über das Gesamt des Inhalts jenes Vortrages und seinen Gedankengang vorausgeschickt werden. Soweit ich sehe, gliedert Bischof Lehmann ihn in fünf Abschnitte. Der erste Abschnitt enthält die nötigsten und durchaus wichtigen, sachlichen Informationen über das Konzil. Im zweiten Abschnitt werden mit begeisterter Zustimmung sein wesentlicher Verlauf und seine Hauptthemen dargestellt. Der dritte Abschnitt enthält mit ebenso voller Zustimmung eine Darlegung seiner besonders bedeutsamen Folgen. Im vierten Abschnitt werden nun nicht zu übersehende und nicht zu bestreitende negative Zustände und Gegebenheiten behandelt, die sich in der nachkonziliaren Kirche entwickelt haben.

Hierzu ist eine ergänzende Vorbemerkung angebracht: Wie bei allen derartigen Darstellungen der Verfechter und Anhänger des Vaticanums II werden die nicht zu leugnenden Krisenerscheinungen innerhalb unserer Kirche und der Theologie der Gegenwart nicht etwa mit dem Konzil in ursächlichen Zusammenhang gebracht; da man aber erklärende Ursachen und Gründe angeben muß – solche Tatbestände fallen schließlich nicht unversehens vom Himmel –, werden Mißverständnis und Mißbrauch des Konzils dafür in Anspruch genommen; und oft sogar werden angeblich vorkonziliare negative Gegebenheiten hierfür haftbar gemacht. –

Im fünften Absatz folgen nun erneut und abschließend Ausführungen über die Notwendigkeit und den überragenden Erfolg des Konzils. Auch dieses nicht eingeschränkte Lob bezeugt das volle eigene Einverständnis des Autors mit dem Konzil, seinem Verlauf und seinen Ergebnissen und Folgen.

Doch nun soll eine kritische Auseinandersetzung mit dem Inhalt dieses Vortrages im einzelnen erfolgen.

Das Schlüsselwort "Dialog"

Das Schlüsselwort, das die Rede Bischof Lehmanns durchzieht, ist "Dialog". Den Dialog bestimmt er im Anschluß an Otto Bollnow als ein Gespräch zwischen Partnern, die auf der gleichen Ebene stehen und gemeinsam danach streben, die Wahrheit zu finden. Selbstverständlich

kann sich jemand, den die Wahrheit sich als Werkzeug auserwählt hat, methodisch so verhalten.

Diese Praxis darf nur nicht dazu führen, daß sich im Kirchenvolk die Meinung ausbreitet, Wahrheit und Irrtum stünden auf der gleichen Ebene. Über die Tatsache, daß diese Ansicht heute beinahe herrschend geworden ist, hilft kein noch so trotziges Bestehen auf dem Dialog hinweg. Über dem Dialog aber steht das Zeugnis für die Wahrheit.

Der Dialog wird nach Bischof Lehmann in drei Richtungen geführt: "innerkirchlich, ökumenisch, welthaft-gesellschaftlich". Was die innerkirchliche Richtung des Dialogs angeht, so ist richtig, daß es ein Gespräch zwischen den Anhängern der verschiedenen progressistischen Strömungen gibt.

Anders steht es um die Nichtprogressisten. Ich erlaube mir die Frage: Wann, wo und wie oft und mit welcher dauernden Geduld haben die Verantwortlichen in der Kirche den Dialog mit jenen geführt, welche ihre Einsicht zwang, die mit Johannes XXIII. anhebende Entwicklung in der Kirche als den Weg in die heutige Katastrophe anzusehen? Die Antwort kann nur lauten: Diesen Gläubigen wurde der Dialog konsequent verweigert! Sie wurden entweder barsch abgefertigt oder völlig ignoriert. Wie kann man aber dann unaufhörlich vom Dialog als der Hauptaufgabe der Kirche reden, wenn man bestimmte Dialogpartner überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt? Hier handelt es sich um jene Konservative, die sich der Tradition der Kirche verpflichtet wissen und sie bewahren wollen, ohne starr an nicht Wesentlichem festzuhalten, wie man ihnen fälschlich immer wieder nachsagt. Aber die Tradition unserer Kirche ist in allen ihren wesentlichen Elementen so heilig und hehr, daß wahrhaftig nichts ohne unmittelbar einsichtige Notwendigkeit geändert werden sollte. Und wo war diese gegeben bei all den unheilvollen Veränderungen, die wir an unserer Kirche feststellen? Und was haben diese Veränderungen und Wandlungen etwa gar gebessert? Diese Frage bleibt ohne Antwort; es gibt nämlich keine!

Mir scheint das Wort *Dialog* vor allem nicht geeignet, die Aufgabe der Kirche gegenüber dem Evangelium zu beschreiben. Daß Christus einen Dialog in dem von Bischof Lehmann definierten Sinne – Gespräch unter gleichen – geführt habe, ist mir neu; denn davon wird nirgends berichtet.

Aus dem Evangelium entnehme ich, daß er die Gottesherrschaft ausgerufen und die Menschen zum Gehorsam gegen Gottes Willen aufgefordert hat. Selbstverständlich hat er sich bemüht, Verständnis für die ihm aufgetragene Botschaft zu wecken; und er hat Rede und Antwort gestanden, wenn er gefragt wurde. Niemals hat er sich aber auch nur den

Anschein gegeben, er sei gemeinsam mit seinem Gesprächspartner auf dem Wege, die Wahrheit zu finden. Er war vielmehr in die Welt gekommen, um von der Wahrheit Zeugnis zu geben! Ja, Jesus sagte von sich: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6).

In der Nachfolge Christi ist es der Kirche aufgegeben, lauter und kompromißlos das Evangelium vom Reiche Gottes und von seinem König zu verkünden und die Menschen zu bewegen, sich dieser Botschaft zu beugen. Der Autorität Gottes beugt man sich *nicht*, weil man die bezwingende Einsicht in die von ihm geoffenbarten Geheimnisse gewonnen hat, sondern weil man ihn als den Herrn der Schöpfung und als die Quelle der Wahrheit erkannt hat!

In der christlichen Verkündigung ist der Anspruch Gottes auf den Menschen wirksam. Dieser Anspruch ist herrscherlicher Natur; die Verweigerung, ihm nachzukommen, und die Absicht, ihn nicht anzuerkennen, führen zum Unheil, und zwar unausweichlich. Diese Struktur muß in der Ausrichtung der Botschaft unseres Glaubens zum Ausdruck kommen. Die Bezeichnung "Dialog" ist dafür unangemessen.

Wenn Bischof Lehmann daher "Dienst" und "Dialog" als Vollzugsweisen kirchlichen Lebens anspricht, die vom Konzil ausgesagt wurden, so ist das zwar in gewisser Hinsicht und mit gehörigen Einschränkungen richtig. Doch ist es immer gefährlich, sich, mit solchen Begriffen bewaffnet, an die Deutung eines Ereignisses, wie es das Konzil war, zu machen; zu groß ist die Gefahr der Vereinseitigung.

Zu diesen Begriffen müssen andere treten, die sich übrigens genauso schlüssig auf das Konzil zurückführen lassen, und die die beiden erwähnten ergänzen und begrenzen. So müßten z.B. zu dem Begriff "Dienst" andere wie "Vollmacht", "Befehl, Vaterschaft" und "Hirtenschaft" treten, und bei dem Begriff "Dialog" wären als Komplemente und Korrektive "Verkündigung, Verwerfung, Angriff und Abwehr" beizufügen.

Die Verzeichnung der vorkonziliaren Kirche

Um Gründe zu gewinnen für das Rühmen des Zweiten Vatikanischen Konzils, ist es bei den Progressisten aller Schattierungen üblich, die vorkonziliare Zeit abzuwerten und zu verdüstern. Leider ist dieses Verfahren auch bei Bischof Lehmann zu beobachten. Es bleibt nichtsdestoweniger falsch. So ist es unzutreffend, wenn Bischof Lehmann behauptet, die vorkonziliare Kirche habe "die lebendige Begegnung mit der jeweiligen zeitgenössischen Kultur und den gesellschaftlichen Fragen in dieser Zeit eher eingebüßt."

Hier ist er dem Klischee vom "Ghetto" erlegen, das meines Wissens Professor Rahner aufgebracht und kolportiert hat. Zutreffend ist gerade das Gegenteil.

Die Kirche ist damals der zeitgenössischen Kultur und den gesellschaftlichen Fragen vor dem Konzil viel besser begegnet als nach dem Konzil. Ich erinnere nur an die erleuchteten Weisungen der säkularen Gestalt Papst Pius' XII., der sich allen wesentlichen Fragen seiner Zeit mit dem Mut zu Klarheit und Wahrheit stellte. War das keine Begegnung mit der zeitgenössischen Kultur und den gesellschaftlichen Fragen?

Bischof Lehmann behauptet weiter, die vorkonziliare Kirche habe Probleme verdrängt. Ich weiß nicht, welche Dinge er dabei im Auge hat; denn er bleibt hier ziemlich ungenau. Man könnte vermuten, daß er hier an die "neue" Theologie denkt, die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (und nicht ohne sein Zutun) in der Kirche herrschend wurde.

In jedem Fall ist der Vorwurf falsch. Die vorkonziliare Kirche hat Probleme nicht verdrängt, sondern bewältigt. Wo es nötig war, hat sie abgewehrt und verurteilt; und das war richtig. Das betrifft in erster Linie die zerstörerische Theologie, die heute als "neu" ausgegeben wird, die aber in Wahrheit seit langer Zeit im Protestantismus vorgetragen wurde und von dort in unsere Kirche eingedrungen ist. Die vorkonziliare Kirche hat Probleme nicht verdrängt, sondern das ausgeschieden, was für die Kirche Christi unerträglich war. Der Unglaube und der Libertinismus liegen ja alle Zeit auf der Lauer, um in die Kirche einzubrechen. Gegen den Irrtum und die Libertinage gibt es kein "Aufarbeiten", sondern nur kompromißloses Widerlegen und entschiedene Abwehr. Beides war in der vorkonziliaren Kirche gewährleistet.

Daß die vorkonziliare Kirche in "der Haltung des bloßen Widerspruchs zu der Moderne" gestanden habe, ist eine unhaltbare Behauptung. Die vorkonziliare Kirche hat vielmehr nach dem Grundsatz gehandelt: "Prüfet alles, das Gute behaltet!" Die Richtigkeit dieser Feststellung läßt sich an zahllosen Einzelheiten verifizieren.

Die vorkonziliare Disziplin war nicht "innerlich labil", wie Bischof Lehmann behauptet, sondern ist durch eine konzertierte Aktion von progressistischen Theologen und schwachen oder wenig mutigen Bischöfen zerstört worden.

Die höchsten Werte sind stets am empfindlichsten und deswegen am meisten gefährdet. Dieser Grundsatz gilt allgemein und ganz besonders von den religiösen Werten. Die Schätze der Kirche sind nun einmal dermaßen empfindlich, daß schon geringfügige Nachlässigkeit ihnen Schaden zufügt. Was wir seit dem Konzil erlebt haben, war jedoch nicht

geringfügige Nachlässigkeit, sondern massives Aufbegehren von protestantisierenden Rebellen, das von der Hierarchie nicht in die Schranken verwiesen, sondern geduldet, ja teilweise ermuntert wurde.

Im besonderen ist das Bußsakrament nicht, wie Bischof Lehmann meint, "irgendwie schon morsch geworden", sondern die Bußpraxis ist von protestantisierenden Theologen zerstört worden. Nicht die Gläubigen sind des Beichtens überdrüssig geworden, sondern der von einer außer Rand und Band geratenen Theologie verführte überwiegende Teil des Klerus hat es ihnen abgewöhnt. Bei entsprechender Einwirkung läßt sich jeder Wert zerstören. Es gibt keinen Gegenstand der kirchlichen Güter, den man nicht bei gehöriger Bearbeitung "morsch" bekäme.

Die Bischöfe haben diesem Vorgang im wesentlichen tatenlos zugesehen. Selbstverständlich waren die vorkonziliaren Beichten sicherlich nicht allesamt vollkommen. Aber im ganzen bestand ein echter und wahrer Bußeifer.

Der Lobpreis des Konzils

Bischof Lehmann geht danach dazu über, das Weltereignis Konzil in die Beleuchtung zu rücken, die seiner Sicht der Dinge entspricht. Dabei finden sich einige aufschlußreiche Äußerungen.

So sind wir dankbar für seine Mitteilung, daß die nichtkatholischen Beobachter auf dem Konzil "eine große und einflußreiche Rolle" spielten. Dadurch wird unsere seit langem gewonnene Überzeugung, daß heterodoxe Vorstellungen die dort verabschiedeten Texte nicht unerheblich geprägt haben, bestätigt. Der Einfluß der Nichtkatholiken auf dem Konzil war einer seiner vielen Mängel. Auch dafür ist Bischof Lehmann zu danken, daß er – wohl mit dem Gefühl des Triumphes – gesteht, daß von den für das Konzil vorbereiteten Texten – er nennt siebzig! – nur "eine Handvoll" übrig blieb und auch bei diesen "kaum ein Stein auf dem anderen" geblieben sei.

In diesem Abgehen von den vorbereiteten Entwürfen sehen wir nämlich einen großen Teil des Unheils beschlossen und verursacht, das nun seit bald dreißig Jahren über unsere Kirche hereingebrochen ist. Wäre man bei den in langer und sorgfältiger Arbeit und vielfachen und kenntnisreichen Überlegungen und Erfahrungen vorbereiteten Entwürfen geblieben, wäre kein so unermeßlicher Schaden entstanden.

An keiner Stelle geht Bischof Lehmann auf die Defizite des Konzils, auf seine verhängnisvollen Setzungen und auf seine ebenso verhängnisvollen

Versäumnisse ein. Allerdings spricht er die Unzulänglichkeit vieler Texte des Konzils vorsichtig an. Er redet von "Tiefenschichten, mehrdeutigen Anspielungen und Aufgabenbeschreibungen".

Deutlicher würde man sagen müssen: Die oft wässerigen Texte des Konzils sind häufig ungenau formuliert, mehrdeutig, ja widersprüchlich. Der Konflikt um ihre Auslegung ist also dem Konzil selbst anzulasten.

Daher geht es auch weithin ins Leere, wenn Bischof Lehmann zur Treue gegenüber dem Konzil aufruft. Denn darüber, was das Konzil war, und was es gewollt hat, bestehen die größten Differenzen. Die kirchlichen Autoritäten haben sich selbst in mancher Hinsicht nicht an das (insofern klar sprechende) Konzil gehalten.

Um hierfür ein Beispiel zu erwähnen: Von dem in Deutschland aufgerichteten Rätesystem sagte ein Konzilstheologe, daß die Konzilsväter "nicht im Traume" an die Etablierung einer zweiten Hierarchie gedacht hätten. Es wäre lehrreich, einmal die Gegenstände zusammenzustellen, in denen die nachkonziliare Bewegung offenkundig von Geist und Buchstaben des Konzils abgegangen ist.

Daß das Konzil "einmütig begrüßt wurde", wie Bischof Lehmann behauptet, ist mir neu und nicht bekannt. Hat er niemals die zahlreichen kritischen Anmerkungen zum Konzil aus der Feder vieler gelehrter Männer und Frauen gelesen?

Bischof Lehmann will im Konzil und vom Konzil ausgehend eine "innerkirchliche Erneuerung" bemerkt haben. Ich gestehe, daß ich – und viele andere mit mir – das Gegenteil feststellen muß, nämlich einen innerkirchlichen Zusammenbruch, wie er sich – in allerdings weit geringerem Maße – im 16. Jahrhundert vollzogen hat.

Das Konzil und die nachkonziliare Bewegung haben die Kirche in unerhörter Weise geschwächt. Was wir seit Jahrzehnten in der Kirche erleben, ist nicht ein Aufbruch, sondern ein Zusammenbruch, ist nicht ihre Selbstverwirklichung, sondern ihre Selbstzerstörung.

Mit diesen Bemerkungen soll das Konzil nicht in Bausch und Bogen abgetan werden. Es ist gar keine Frage, daß viele schöne, nützliche und hilfreiche Texte aus ihm hervorgegangen sind. Der entscheidende Fehler des Konzils lag darin, daß es von der Veränderung der Strukturen und Einrichtungen in der Kirche einen Aufschwung des religiösen Lebens erwartete, statt den Menschen verändern zu wollen. Vor dieser Aufgabe hat es versagt. Es mußte davor versagen, weil es den Menschen, wie er wirklich ist, nämlich schwach, versuchlich und zum Bösen geneigt von Jugend an, nicht in den Griff bekommen hat.

Ich verstehe, daß es jemandem, der so eng mit dem Konzil verflochten

ist wie Bischof Lehmann, schwerfällt, einzugestehen, daß das Konzil gescheitert ist. Aber die Wahrheit ist unerbittlich und nimmt auf persönliche Betroffenheit keine Rücksicht.

Die angeblichen Erfolge der Nachkonzilszeit

Bischof Lehmann beginnt sodann, die Erfolge der nachkonziliaren Bewegung zu beschreiben. Diese Beschreibung geht vollständig an der Wirklichkeit vorbei. Die Worte "Neuaufbrüche", "Reformen", "Erneuerung" und "Verjüngung", mit denen er die Vorgänge beschreibt, die sich seit dem Konzil in unserer Kirche abgespielt haben, sind ohne Ausnahme für die Sache unangemessen. Das Gegenteil von all dem ist der Fall, und das war auch zu erwarten. Wir stehen daher heute nicht, wie Bischof Lehmann meint, "vor einem Scherbenhaufen enttäuschter Hoffnungen", sondern vor der erschütternden Erfüllung der vor dem Konzil und während desselben gemachten Voraussagen. Man braucht sich nur einmal die riesigen Bände der Konzilsakten vorzunehmen und nachzulesen, was viele weise Konzilsväter an Sorgen und Befürchtungen geäußert haben, um zu erkennen, daß die Männer, die als "Unheilspropheten" verunglimpft wurden, vollständig und in allen Einzelheiten durch die Ereignisse bestätigt worden sind.

Die "vielen positiven Errungenschaften" des Konzils, die Bischof Lehmann anspricht, sind nicht zu entdecken. "Die im ganzen erstaunlich gelungene Erneuerung des Gottesdienstes und der Sakramente" ist eine völlige Verzeichnung der wirklichen Lage. Gerade auf diesem Gebiete ist der fast allgemeine innere und äußere Zusammenbruch mit Händen zu greifen. Es gibt sogar Liturgiker, die das gottesdienstliche "Chaos", das heute weithin in unserer Kirche besteht, beim Namen genannt haben. "Die ökumenische Annäherung der Christenheit" besteht in der immer weiter fortschreitenden Protestantisierung unserer Kirche und im Massenabfall von Gläubigen zum Protestantismus.

Die Daten zu diesen Vorgängen sind auf den Tisch gelegt worden, und man kann nur bedauern, daß sie nicht zur Kenntnis genommen und zur Gewissenserforschung benutzt werden.

"Das Friedensethos des Konzils", das ohnehin nur gegenüber Progressisten geübt wird, hat den Willen zur Verteidigung der christlichen Werte enorm geschwächt.

Wenn man erst einmal zuläßt, sich an einer Stelle gegen das Gebot Gottes auf sein eigenes (irrendes) Gewissen zu berufen, dann muß man damit rechnen, daß dieses Verhalten auf andere Gegenstände übergreift, und so haben wir es ja bei der geschlechtlichen Sittlichkeit und bei der Teilnahme am protestantischen Abendmahl erlebt. "Das Erwachen so vieler ehrenamtlicher Mitarbeiter in vielen Gemeinden" beschränkt sich meist auf die Mitgliedschaft in Räten und auf die Aufstellung ganzer Batallione von Austeilern der Hl. Kommunion.

Das Dienen und das Arbeiten, das Missionieren und das Zeugnisgeben der katholischen Christen sind seit dem Konzil enorm zurückgegangen. "Das neue Leben in vielen geistlichen Bewegungen" vermag ich nur in jenen Gemeinschaften zu sehen, die von den Progressisten aller Stufen erbittert bekämpft werden. Bei den übrigen herrscht im allgemeinen, von Ausnahmen abgesehen, Müdigkeit und Bequemlichkeit. Die Verbände, die sich am meisten dem "Konzilsgeist" erschlossen haben, bleiben auch am meisten hinter dem zurück, was sie sein sollen, und was sie in vorkonziliarer Zeit waren.

Von einer "Erneuerung" des Bußsakramentes auf und seit dem Konzil zu sprechen, halte ich für total verfehlt und für der Wirklichkeit widersprechend. Das Bußsakrament wurde nicht erneuert, sondern zugrunde gerichtet, nicht zuletzt von dem durch das Konzil erzeugten Heilsoptimismus und durch die von der sogenannten Liturgiereform befürworteten Bußandachten.

Als letztes Beispiel für den nach dem Konzil angeblich geschehenen "Aufbruch" führt Bischof Lehmann die Synoden der 60er und 70er Jahre an. Man fragt sich, ob ihm die folgenschweren Defizite und Verirrungen dieser Versammlungen entgangen sind. Dafür liegen doch zahlreiche Untersuchungen kompetenter Personen vor. Die Würzburger Synode muß in manchen ihrer Passagen als ein Beitrag zur Selbstzerstörung der Kirche bezeichnet werden.

Im ganzen ist festzustellen: Der nachkonziliare Zusammenbruch erfaßt die gesamte Kirche, alle kirchlichen Gegenstände und alle Stände der Kirche; er ist deshalb schlechthin total zu nennen.

Die Attacken gegen die Traditionalisten

Bischof Lehmann wendet sich in seinem Vortrag auch gegen "Progressisten" und "Traditionalisten" und stellt so scheinbar ein Gleichgewicht her, gibt sich also selbst als Mann der Mitte aus, wo ja heute bekanntlich jeder stehen will.

Diese Einreihung kommt daher, daß die Begriffe nicht hinreichend klar bestimmt werden. Ein Progressist ist, wer die unseligen Veränderungen, die seit bald 30 Jahren in unserer Kirche vor sich gehen, begrüßt, weil er darin einen "Fortschritt" sieht. Das tun die Kreise, die Bischof Lehmann als "Progressisten" bezeichnet, auch, nur gehen sie noch weit über das Konzil hinaus. Innerhalb der progressistischen Bewegung gibt es eben den amtlichen *und* den "wilden" Progressismus. Schaden für die Kirche haben beide Richtungen heraufbeschworen.

Ein Traditionalist ist, wer die Entwicklung der Kirche an einem bestimmten Punkt anhalten wollte, jedoch ohne daß Dogma oder die Rücksicht auf das Gemeinwohl der Kirche diese Haltung gebieten.

Die Anwendung dieses Begriffes gegenüber jenen, die sich gegen den Ausverkauf und die Protestantisierung der Kirche wehren, ist unangebracht. Wer diesen Strömungen nicht widersteht, hat den Anspruch verwirkt, als ein ungebrochener katholischer Gläubiger zu gelten.

Unsere Position ist mit dieser Bezeichnung also nicht getroffen. Wir begrüßen jede Veränderung, die eine Annäherung an die von Gott gemeinte Vollgestalt der Kirche darstellt! Wogegen wir uns wehren, das ist der Abbau katholischer Werte. Wir hängen nicht an etwas, nur weil es gestern galt, sondern wir leben aus dem, was immer gilt und immer bleibt. Wir haben die nachkonziliaren Veränderungen in unserer Kirche genau verfolgt und sie geprüft und sie in der Masse als schädlich und zu leicht befunden.

In diesem Zusammenhang spricht Bischof Lehmann auch vom "äußersten rechten Lager". Es ist heute natürlich gefährlich, "rechts" angesiedelt zu werden, zumal wenn diese Einstufung durch einen so hochrangigen Vertreter der kirchlichen Hierarchie geschieht, wie es Bischof Lehmann ist. Aber so viel sei zu dieser Ortsbestimmung gesagt: Wenn "rechts" dort ist, wo lebendige Bewahrung des Glaubens, missionarischer Eifer, opferbereite Liebe zur Kirche und Treue zur kirchlichen Ordnung ist, dann stehen wir "rechts" und wollen "rechts" bleiben. Wir sind dann so "rechts", wie es vor fünfzig Jahren die gesamte Kirche war.

Wie soll es weitergehen?

Im ganzen läßt Bischof Lehmann den Leser seiner Darlegungen ratlos zurück. "Uneingeschränkt Ja zu diesem Konzil" will er sagen. Darin sieht er anscheinend die Lösung der Probleme der nachkonziliaren Kirche, die auch er sich nicht verheimlicht.

Doch seine Aussagen rufen einige Fragen wach: Ich frage erstens: Gilt das uneingeschränkte Ja auch zum Konzil von Trient, das kein Pastoralkonzil, sondern ein Glaubenskonzil war? Kann und muß sich das Zweite Vatikanische Konzil am Konzil von Trient messen lassen? Nach

unserem Verständnis von Entwicklung, Kontinuität und Glaubensanalogie kann das Zweite Vatikanische Konzil nur im Lichte des Trienter Konzils gelesen werden.

Ich frage zweitens: Ist eine Revision des Zweiten Vatikanischen Konzils, das bekanntlich an keiner Stelle für seine Texte Unfehlbarkeit beansprucht hat, unmöglich? Von der katholischen Glaubenslehre steht seiner Revision nichts entgegen. Bischof Lehmann wird doch nicht in den Fehler der von ihm abgelehnten "Traditionalisten" verfallen, die über einen bestimmten erreichten Stand des kirchlichen Lebens nicht hinausgehen mögen, auch wenn kein Dogma dagegensteht.

Warum soll also dieses Konzil nicht überholt werden? Kann es nicht eine gebieterische Notwendigkeit geben, in seine Revision einzutreten? Dafür gibt es doch Parallelen. Jeder Arzt, der erkennt, daß eine Medizin keine Heilwirkung hat, setzt sie ab und verordnet eine andere. Sollte dieses Verfahren in der Kirche unanwendbar sein?

Daß das Zweite Vatikanische Konzil nicht unantastbar ist, ergibt sich auch aus der Beobachtung der nachkonziliaren Szene. Denn viele Bischöfe haben das Konzil schon hinter sich gelassen. Alle, die geheim oder offen die Beseitigung oder Durchlöcherung des priesterlichen Zölibats betreiben, setzen sich in eklatanten Widerspruch zum Konzil, das eben diesen Zölibat bekräftigt hat.

Erst recht weichen jene Mitglieder des Bischofskollegiums vom Konzil ab, die den weiblichen Amtsträger proklamieren oder ihn immerhin für möglich halten; denn das Konzil kennt nur den getauften Mann als Empfänger von Weihen.

Tatsächlich ist das Konzil in mancher Hinsicht viel besser als das, was nachher kam. Aber da es eben so ungenau, undeutlich und vage gesprochen hat, ist es zum Zankapfel der Auslegung geworden und mußte es dazu werden.

Authentische Auslegungen durch den obersten Gesetzgeber könnten helfen, den wahren Willen des Konzils zu finden, wenn sie Aussicht hätten, angenommen zu werden; aber so etwas ist kaum mehr zu erwarten. Der Zusammenbruch der Disziplin in der Kirche verurteilt jedes autoritative Wort des Papstes weithin zur Erfolglosigkeit, auch das eine Folge des seit dem Konzil geübten und die hierarchische Ordnung der Kirche aufweichenden Kollegialitätsprinzips und des ihm verwandten "Rätewesens".

Wie wird es also weitergehen? Meine Prognose lautet: Das Schiff der Kirche wird weiter schlingern, bis sein göttlicher Herr dem Sturm und den Wellen gebieten wird. –

"Der Mensch ist Hauptfigur der Entwicklung" – Zur jüngsten Missionsenzyklika

Von Rudolf Kaschewsky

Am 22. Januar 1991 veröffentlichte der Vatikan die achte Enzyklika Papst Johannes Pauls II., Redemptoris missio über die "fortdauernde Gültigkeit des missionarischen Auftrags". Die deutsche Übersetzung wurde in der Wochenzeitung L' Osservatore Romano (Nr. 5 vom 1. Februar 1991, Beilage) veröffentlicht. Angesichts der Bedeutung des Themas – geht es doch um nichts weniger als das Seelenheil der ganzen Menschheit – kann nur dringend empfohlen werden, diesem wichtigen Dokument die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden! Mit fast hundert teilweise längeren Abschnitten stellt es eine Art "Summe" der Missiologie des Heiligen Vaters dar.

Schon in der Einleitung stellt der Papst fest, daß die im nachkonziliaren "neuen Frühling" erkennbare "Nachlässigkeit" gegenüber dem Missionsauftrag des Herrn "Zeichen einer Glaubenskrise" sei (2; die Ziffern geben den jeweiligen Abschnitt an); er zitiert das Credo (die deutsche Übersetzung ist die klassische, nicht die üblich gewordene wie etwa im Gotteslob!), um Christus als den "alleinigen Erlöser" aufzuweisen, als deutliche Antwort auf die Frage, ob Mission heute etwa "durch den Dialog unter den Religionen ersetzt" werden dürfe (4): Christus ist der "einzige Mittler" (4;5), und der Mensch dürfe nicht der derzeit grassierenden Versuchung erliegen, "sich auf die horizontale Dimension einzuengen" (7), wo eine "Säkularisierung des Heiles" (11) angestrebt und das Reich (gemeint ist das Reich Gottes!) "rein irdisch" und "anthropozentrisch" verstanden werde (17), so daß "die Kirche als bloßes Zeichen" betrachtet (ebenda) und ihre Aufgabe nur darin gesehen werde, "direkt auf der wirtschaftlichen, technischen oder politischen Ebene bzw. des materiellen Beitrags zur Entwicklung tätig zu werden" (vgl. 58). So ergebe sich "ein verengtes Bild der Missionsarbeit", die dann "hauptsächlich eine Unterstützung der Armen, ein Beitrag zur Befreiung der Bedrängten, die Förderung des Fortschritts, die Verteidigung der Menschenrechte" zum Inhalt habe (83).

Solch irrige Tendenzen könne man schon am "Missionsvokabular" ablesen: es gebe "zum Beispiel ein gewisses Zögern im Gebrauch der Ausdrücke Missionen und Missionare; sie werden als überholt und von negativen Resonanzen belastet angesehen. Man zieht es vor, zur Kenn-

zeichnung des Wirkens der Kirche generell das Hauptwort Mission in der Einzahl und das Eigenschaftswort missionarisch zu verwenden" (32). Die Merkmale der Krise nennt der Papst deutlich beim Namen: "Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Relativismus, abstoßende Zeugnisse von Gläubigen und christlichen Gemeinden", und er zitiert Paul VI., der von gefährlichen "Alibis" sprach, "die von der Evangelisierung ablenken" und "von denen man sich einbildet, sie fänden in dieser oder jener Lehre des Konzils einen Anhaltspunkt" (36). Nicht selten werde "der Aufruf zur Bekehrung zur Diskussion gestellt oder gar verschwiegen", ja, man sage, die Menschen brauchten nur "ihrer eigenen Religion treuer zu sein" (46), und betrachte "die Taufe als nicht notwendig" (47)! Der Papst fragt, "warum in manchen Nationen zwar die materiellen Spenden wachsen, die Missionsberufe aber zu verschwinden drohen" (79).

Demgegenüber verweist Johannes Paul II. auf den heute mehr denn je geforderten echten Missionar, der "sich weder entmutigen läßt noch von seinem Zeugnis abgeht" – bestes Vorbild seien die "Martyrer", "heldenhafte Menschen, die ihr Leben als Zeugen des Glaubens hingeben" (45). So müsse letztlich jeder Missionar "sich auf den Weg der Heiligkeit einlassen" (90)! Jesus "selbst hat die Kirche als den Ort gewollt, an dem man ihm tatsächlich begegnen kann" (47); und es wird das II. Vaticanum zitiert, das die "Notwendigkeit des Glaubens und der Taufe" ausdrücklich betont hat (55).

Wer die in diesem Beitrag bisher zitierten Passagen der Enzyklika verfolgt hat, muß den Eindruck gewinnen, daß hier ein voll auf dem Boden der gesunden Lehre stehender Aufruf zur Bekehrung der Heiden geboten wird, wobei die Bereitschaft zum Martyrium und echte Heiligkeit gefordert werden und vor jeglicher Horizontalisierung und bloßem "Dialog" ausdrücklich gewarnt wird. Erstaunlicherweise enhält das Dokument aber auch ganz andere Töne.

Wörtlich wird die Passage aus Lumen gentium zitiert, in der es heißt, daß man "auf verschiedene Weise ihr (d.h. der Kirche) zugehören oder ihr zugeordnet" sein könne; und es werden genannt: "die katholischen Gläubigen, die anderen an Christus Glaubenden und schließlich alle Menschen überhaupt, die durch die Gnade Gottes zum Heil berufen sind" (9), wenn auch die, welche "in anderen religiösen Traditionen aufgewachsen sind", "nicht förmlich in die Kirche eingegliedert (sind) – obschon sie geheimnisvoll mit ihr verbunden sind" (10). Kommt hier nicht wieder die Rahnersche Theorie vom anonymen Christentum zum Zuge? Entgegen der vorhin zitierten Warnung, sich in innerweltlichen Bestrebungen zu verlieren, betont der Papst, das Reich (es wird hier fast

immer nur vom "Reich" gesprochen – gemeint ist das "Reich Gottes"!) sei "darauf angelegt, die Beziehungen unter den Menschen zu verändern" (15); die Missionstätigkeit der Kirche müsse "sich orientieren" am "Einsatz für den Frieden, die Entwicklung und Befreiung der Völker", "Menschen- und Völkerrechte" und schließlich den "Schutz der Schöpfung" (37; ebenso 42), wobei auch dankend des Einsatzes der Missionare u.a. in "Institutionen für die Förderung der Frau und ähnlichem für die ganzheitliche Entwicklung der Person und der Gesellschaft" gedacht wird (60).

Daß "der Geist (gemeint ist der Heilige Geist!) weht, wo er will (Joh 3,8)", wird als Überleitung zu dem Weltgebetstreffen von Assisi angeführt (29); unmißverständlich "bekräftigt" der Heilige Vater hier seine "Überzeugung", daß "jedes authentische Gebet vom Heiligen Geist geweckt ist, der auf geheimnisvolle Weise im Herzen jedes Menschen gegenwärtig ist" (ebenda). Auffällig ist, daß hier wie auch in Abschnitt 10 (s. oben) das Adjektiv "geheimnisvoll" nicht etwa für das unauslotbare Geheimnis des Wirkens Gottes in seiner Kirche, sondern gerade für sein Wirken außerhalb derselben gebraucht wird! Zwar zeige sich "der Geist in besonderer Weise in der Kirche", "jedoch ist seine Gegenwart und sein Handeln allumfassend, ohne Begrenzung durch Raum und Zeit" (28) und somit keineswegs auf die Kirche beschränkt. Mehrfach wird betont, die Kirche sei "nicht selbst Ziel" (18; 19), sie sei vielmehr "hingeordnet" und "tatsächlich und konkret für den Dienst am Reich da" (ebenda; 20). Und während in Abschnitt 17 davor gewarnt wird, die Kirche "als bloßes Zeichen" zu sehen, heißt es in Abschnitt 18, daß die Kirche nur "keimhaft und zeichenhaft" das Reich (Gottes) darstelle "und dessen Werkzeug" sei! Wie kann bei einer solchen nur sekundären Beurteilung der Kirche Begeisterung für ihre Ausbreitung geweckt werden? Wie stimmt dies damit überein, daß die Kirche "der Leib Christi" ist (29)? Da genügt es nicht, zu sagen, neben dem "universalen Wirken des Geistes" gebe es noch eine "Eigenart des Wirkens", nämlich "am Leib Christi, der die Kirche ist" (ebenda).

Wenn gesagt wird: "Was immer der Geist im Herzen der Menschen … in den Kulturen und Religionen bewirkt, hat die Vorbereitung der Verkündigung zum Ziel und geschieht in bezug auf Christus" (29), so fragt man sich natürlich, was dann an der (in Abschnitt 46 als falsch bezeichneten) Ansicht, man müsse den Menschen helfen, "den eigenen Religionen treuer zu sein", denn eigentlich so falsch ist!

Dergleichen Widersprüche haben vermutlich ihren Ursprung in der (in allen päpstliche Verlautbarungen spürbaren) Überbetonung des Menschen und seiner Freiheit. Das zeigt sich etwa in der (nicht unproblematischen)

Anführung des (absolut gesetzten) Prinzips der Gewissensfreiheit (8). Weiter heißt es, etwa der Einsatz für den Frieden usw. sei dann "ein evangelisches Zeugnis", wenn er "Zeichen der Aufmerksamkeit für die Menschen ist, ausgerichtet auf die Gesamtentfaltung des Menschen" (42). Es bestehe eine "enge Verbindung zwischen der Verkündigung des Evangeliums und der Förderung des Menschen" (59); das stimmt zwar, wirkt aber in dem Zusammenhang wie ein Argument für die Erhebung des Menschen zum Maß aller Dinge. Selbst da, wo richtig gesagt wird, die Kirche dürfe sich nicht in Entwicklungshilfe und dgl. erschöpfen, heißt es, dies alles sei nicht das Höchste, sondern: "Der Mensch ist die Hauptfigur der Entwicklung, nicht das Geld und die Technik" (58). Natürlich steht der Mensch über dem Geld und der Technik, aber rechtfertigt dies, ihn als "Hauptfigur der Entwicklung" zu titulieren?

So kann man dem Menschen das Heil in Christus auch nur "anbieten" (das Wort kommt zweimal vor, Abschnitt 10 und 11) oder "vorschlagen" (39), denn die Kirche hat "vollen Respekt vor seiner (des Menschen) Freiheit", ja, "sie macht Halt vor dem Heiligtum des Gewissens" (39). Ob wohl auch das irrende Gewissen ein "Heiligtum" ist, vor dem die Kirche "Halt macht"?

Unbeschadet der in Abschnitt 4 als Gefahr zitierten Frage, ob Mission etwa durch "Dialog" ersetzt werde, wird letzterem sehr deutlich das Wort geredet: "Der interreligiöse Dialog ist Teil der Sendung der Kirche zur Verkündigung des Evangeliums. Wenn er als Mittel und Methode zur wechselseitigen Kenntnis und Bereicherung verstanden wird, steht er nicht im Gegensatz zur Mission ad gentes, sondern hat vielmehr eine besondere Bindung zu ihr und ist sogar Ausdruck davon"; "im Lichte der Heilsökonomie" bestehe "kein Gegensatz zwischen Verkündigung und Dialog" (55). Denn der Dialog "kommt aus dem tiefen Respekt vor allem, was der Geist, der weht, wo er will, im Menschen bewirkt hat", und "die anderen Religionen" "regen dazu an, die Zeichen der Gegenwart Christi und des Wirkens des Geistes zu entdecken und anzuerkennen" (56); "der Dialog ist ein Weg zum Reich Gottes" (57).

Dialog geht hier also weit über ein Anhören und Verstehen des Andersgläubigen, gegen das nichts einzuwenden wäre, hinaus; Formulierungen wie "Bereicherung", "Zeichen entdecken", "Respekt vor dem, was der Geist gewirkt hat" u. ä. verleihen den heidnischen Religionen einen geradezu innerkirchlichen Stellenwert, so daß der Eindruck entsteht, daß ohne ihre Existenz die Kirche einen erheblichen Mangel leide. Daß dergleichen keinerlei Stütze in der Offenbarung oder der Tradition der Kirche hat, versteht sich von selbst.

Dennoch werden die Reden des Apostels Paulus in Lystra und Athen (Apg 14,11-17; 17,22-31) "als Muster der Evangelisierung" bezeichnet, wobei Paulus "mit den Kulturen und religiösen Werten verschiedener Völker ins Gespräch" komme. Das ist umso unverständlicher, als gerade hier (Apg 14,15) die Apostel die Heiden aufrufen, sich von ihren "Nichtsen" (ἀπὸ τούτων τῶν ματαίων) hinweg zum "lebendigen Gott" zu bekehren; beide Begriffe entstammen ohne Zweifel alttestamentlichem Sprachgebrauch und knüpfen nicht im geringsten an griechische Vorstellungen an! Selbst die berühmte Areopagrede des Apostels Paulus gibt für den "Dialog" wenig her, denn unter Bezug auf die Inschrift "Dem unbekannten Gott" zeichnet der Apostel gerade das Bild Gottes als des "ganz Anderen"; selbst die in der Anrede den Athenern gegenüber gebrauchte Floskel δεισδαιμονέστεροσ ist wohl nicht mit "gottesfürchtig" oder "fromm" zu übersetzen, sondern eher abschätzig als "dämonengläubig" aufzufassen (vgl. a. A. Wikenhauser, Regensburger Neues Testament, Bd. 5, 3. Aufl. 1956, S. 200); jedenfalls wird so nie das biblische (aus dem Alten Testamant vertraute) "gottesfürchtig" ausgedrückt!

Natürlich fehlen auch nicht positive Hinweise auf das Erfordernis der "Inkulturation" (nebest deren "heikleren Bereichen")(53) und des "Ökumenismus" (50); zu letzterem wird eine Zusammenarbeit der "verschiedenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften" erwogen, wobei das Prinzip gelte: "Wo immer es möglich ist und gemäß den örtlichen Umständen, wird die Antwort selbst eine ökumenische sein können" (50). Es ist wohl niemandem die Tautologie dieses Satzes aufgefallen: Alles kann, wo es möglich ist, geschehen, denn "möglich sein" und "können" sind auswechselbar – was soll der Satz also?

So atmet das Dokument – leider! – den Geist aller neueren kirchenamtlichen Dokumente: Jeder kann sich mühelos seine Bestätigung darin holen, sowohl der, dem es um eine wirkliche nachhaltige und uneingeschränkte Verkündigung und Bekehrung geht, als auch der, der von der Heilswirksamkeit aller Religionen überzeugt ist und daher konsequent das "interreligiöse" Gespräch jeglicher "Proselytenmacherei" vorzieht. Was mag denn da noch die Funktion der Missionskongregation sein? Die Antwort gibt Abschnitt 75: "Um die Mission ad gentes neu zu beleben, ist ein Animations-, Leitungs- und Koordinierungszentrum nötig, das ist die Kongregation für die Evangelisierung." Und auch die Päpstlichen Missionswerke haben ein neues Ziel, nämlich den "Dienst der Animation" (84).

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Kardinal Ratzingers Geleitwort zum alten Meßbuch

In bemerkenswertem Unterschied zu dem eher versteckten Nachdruck des "Schott" von 1962 durch den ("offiziösen") Verlag Herder hat das neue französische "Missel Quotidien", herausgegeben von der Benediktinerabtei Le-Barroux, nicht nur ein "Imprimatur" (von Kardinal Mayer), sondern ist auch ausgestattet mit einem Geleitwort von Kardinal Ratzinger, das folgenden Wortlaut hat:

Hochwürdige Herren Patres, gerne komme ich Ihrem Wunsche nach, die Neuedition des Missale Romanum nach dem Stande von 1962 der Öffentlichkeit vorzustellen. Diese Liturgie, deren Gebrauch Papst Johannes Paul II. allen, die ihm anhangen, hat zugestehen wollen, gehört voll zu "dem Reichtum, den die verschiedenen Charismen sowie die Traditionen der Spiritualität und des Apostolats für die Kirche darstellen". (Vgl. das Motuproprio Ecclesia Dei vom 2. Juli 1988.)

Es ist gut, daß den Gläubigen sowohl der lateinische Text als auch die französische Übersetzung dieses Meßbuches zur Verfügung gestellt wird, in welchem – wie Papst Paul VI. sagte – "unzählige Heilige reiche Nahrung für ihre Frömmigkeit Gott gegenüber gefunden haben, sei es aufgrund seiner Lesungen aus der Heiligen Schrift, sei es aufgrund seiner Gebete, deren allgemeine Ordnung im wesentlichen auf den hl. Gregor den Großen zurückgeht". (Apostolische Konstitution Missale Romanum vom 3. April 1969.) Ich hoffe sehr, daß diese Neuedition der Erwartung dieser Gläubigen entspricht und ihnen hilft, aktiv an der Feier der Heiligen Messe teilzunehmen. So wird sie auf ihre Weise zur liturgischen Erneuerung, wie sie vom II. Vaticanum gefordert wird, beitragen und "die Schönheit der Einheit in der Vielgestaltigkeit" zum Ausdruck bringen. (Motuproprio Ecclesia Dei.)

Vatikanstadt, am 18. Juli 1990

Es mutet seltsam an, daß ausgerechnet im Geleitwort zum alten Missale aus der Einführungs-Konstitution zum neuen Meßbuch zitiert wird; aber die Existenzberechtigung des alten Ritus hängt wohl von seiner Vereinbarkeit mit dem neuen ab. Und nur so kann man auch verstehen, wieso der alte Meßordo zur "Einheit in der Vielgestaltigkeit" beiträgt… –

Bei näherem Zusehen wird klar, daß das französische Missel Quotidien doch nicht genau dem Missale von 1962 entspricht, sondern ein Nachdruck einer Ausgabe von 1956 ist. So ist "in Messen ohne Gloria" Benedicamus Domino angegeben, als lit. Farbe des Festes der Unschuldigen Kinder ist violett verzeichnet, und auch die 1960 weggefallenen Feste (z.B. Petri Stuhlfeier, Auffindung des Hl. Kreuzes, Ersch. des hl. Erzengels Michael u. v. a.) stehen an ihren alten Stellen. Nichtsdestoweniger ist das Buch für französischsprachigen Gläubigen von höchstem Wert.

"Förderkreise" Ecclesia Dei

Die großen Erwartungen, die weltweit an das Indult zur Wiederzulassung der vorkonziliaren Meßfeier und insbesondere an das Motuproprio Ecclesia Dei vom 2. Juli 1988 geknüpft wurden, sind so darf man ohne Übertreibung sagen - im großen und ganzen enttäuscht worden. Statt langer Argumentationen genügt es, auf die regelmäßige Aufzählung der "genehmigten" Meßfeiern in der Zeitschrift Der Fels hinzuweisen: in Deutschland sind es fünf (!) Gottesdienststellen mit regelmäßiger Sonntagsmesse im alten Ritus (in Osterreich drei); das Informationsblatt der Priesterbruderschaft St. Petrus nennt in seiner neuesten Ausgabe (März 1991) außer dem eigenen Seminar (Wigratzbad) nur noch Stuttgart, Salzburg und Straßburg, wo jeden Sonntag die Hl. Messe im alten Ritus gefeiert wird.

Angesichts des ungemein zähflüssigen Verfahrens bei der Beantragung der diesbezüglichen Genehmigungen haben sich mehr und mehr Gläubige zu kleinen ortsbezogenen Vereinigungen zusammengefunden, deren alleiniger erklärter Zweck es ist, dafür zu arbeiten, daß die Zusage des Papstes in besagtem Motuproprio nun auch denen zugutekommt, für die sie gedacht ist. So hat sich in den Vereinigten Staaten eine Coalition in Support of Ecclesia Dei (Adresse: P.O.Box 2071, Glenview, Ill. 60025-6071) gebildet, die sich als Sammelstelle für diesbezügliche Informationen und als Anlaufstelle für Gläubige, die einen diesbezüglichen Antrag stellen wollen, begreift.

Selbst im fernen Australien gibt es eine Ecclesia Dei Society, die auf eine entsprechende Anfrage eine bedeutsame Klarstellung seitens der Päpstlichen Kommission Ecclesia Dei erhielt, die auch für andere Länder von Belang ist; in einem Schreiben der Kommission (vom Mai 1990) heißt es u.a.,

daß dadurch, daß der Papst im Motuproprio von den "gerechtfertigten Wünschen" derjenigen, die der alten Liturgie anhangen, sprach, diesen ein echtes *Pri*vileg zugestanden worden sei, auf welches nach cann. 76f. ein Rechtsanspruch besteht.

"Geheimer als ein Drogenumschlagplatz"

Auch in deutschen Diözesen haben sich ähnliche Gemeinschaften neu gebildet. Die Laienvereinigung zur Pflege des Tridentinischen Ritus in der Katholischen Kirche (Fichtenweg 1, 7302 Ostfildern 1) ist ein eingetragener Verein (der auch mit Pro Missa Tridentina firmiert); in ihrem ersten Rundbrief (Sept. 1990) beklagt die Gruppe, daß ihre (genehmigten) Gottesdienste "geheimer als ein Drogenumschlagplatz" seien, da die Bekanntmachung in den normalen katholischen Gottesdienstordnungen verboten worden sei, so daß "wir auf diese Weise unfreiwillig in die Lage der ersten Christen geraten sind, die sich heimlich in den Gassen antiker Städte und in ihren Häusern trafen".

Ein Förderkreis Ecclesia Dei besteht auch in Köln (Adresse: Böcklinstr. 10, 5000 Köln 41), der in direktem Kontakt mit der Päpstlichen Kommission steht. Bereits Kardinal Höffner hatte für eine Hl. Messe jeden Freitag in Köln die Genehmigung erteilt, die von seinem Nachfolger, Kardinal Meisner, bestätigt wurde. Der Förderkreis ist jedoch bemüht, auch die Genehmigung für die regelmäßige Sonntagsmesse zu erhalten.

Insgesamt kann gesagt werden, daß Gläubige, denen es ernst ist mit ihrem Wunsch nach der alten Messe, gut daran tun, sich zu ähnlichen Gruppen zusammenzuschließen (es braucht kein "eingetragener Verein" zu sein!), da die Päpstliche Kommission *Ecclesia Dei* erfahrungsgemäß eher mit solchen Gruppen zusammenarbeitet.

Ist die Erlaubnis zur Handkommunion rechtmäßig?

Das Klerusblatt (für die katholischen Geistlichen in Bayern und der Pfalz) behandelt in Heft 2/1991 in einem Aufsatz von Pfarrer Dr. A. Zirkel die Frage: "Hat ein Priester das Recht, die sog. Handkommunion zu verweigern, weil er die Mundkommunion für die ehrfürchtigere Form hält?" Angesichts der Tatsache, daß schon Geistliche wegen Verweigerung der Handkommunion Schikanen und sogar Amtsenthebung zu erdulden hatten, eine Frage von beklemmender Aktualität!

Nach cann. 843 §1 und 912 ist die Hl. Kommunion denen, die in rechter Weise darum bitten, nicht zu verweigern. Der Artikel behandelt die Instruktion der Gottesdienstkongregation vom Mai 1969, die bekanntlich die (schon vorher vielfach, und zwar unerlaubt, eingeführte) Handkommunion legalisiert hat; dabei wird auch noch einmal daran erinnert, daß bei einer diesbezüglichen Befragung der Bischöfe sich nur eine Minderheit (567 von 2135) für die Erlaubnis zur Handkommunion ausgesprochen hatte und die Instruktion (daher) die Mundkommunion auch weiterhin als geltendes Gesetz bezeichnet hat.

Trotzdem wurde den Bischofskonferenzen – unter gewissen Kautelen – dort, "wo sich die gegenteilige Übung eingebürgert hat" (widerrechtlich!), die Erlaubnis zur Handkommunion in Aussicht gestellt, so daß der einzelne Diözesanbischof die Gestattung der Handkommunion als Gesetz verkünden kann; einen gesetzgebenden Akt konnte der Bischof aufgrund can. 362 (des 1969 geltenden CIC/1917) nicht delegieren, also etwa an den Generalvikar.

Voraussetzungen zur Erlaubtheit

Der Aufsatz legt mit der angemessenen Klarheit die Vorfragen dar, die zur Beantwortung der eingangs gestellten Frage geklärt sein müssen: 1. Die Instruktion der Gottesdienstkongregation erschien in den Acta Apostolicae Sedis vom 8. August 1969 und erlangte daher nach can. 9 CIC/1917 erst am 8. November 1969 Rechtskraft. Vorher ergangene Genehmigungen seitens des Diözesanbischofs überschritten daher dessen Kompetenz! 2. Die Instruktion gibt die Vollmacht nur für die Gebiete, wo die Handkommunion sich damals bereits eingebürgert hatte; wo dies nicht der Fall war, gibt die Instruktion keine Handhabe für den Bischof, die Handkommunion zu erlauben. 3. Es bedarf in jedem Falle eines förmlichen Gesetzes des Bischofs; eine bloße Verlautbarung des Generalvikariats oder "pastorale Handreichungen" oder "Anweisungen", wie sie vielfach zur "Einführung" der Handkommunion erfolgten, haben keine Gesetzeskraft und können nicht nur keinen Priester zur Austeilung der Handkommunion zwingen, sondern machen sogar die Erlaubnis hinfällig.

Um die jeweilige Rechtslage festzustellen, müßten also genau Zeitpunkt und Form der einschlägigen diözesanen Verlautbarungen geprüft werden. Der Aufsatz, der übrigens Georg Mays Studie *Die sogenannte Handkommunion* (Schriftenreihe Una Voce Deutschland, 1970) empfehlend erwähnt, kann zwar die verhängnisvolle faktische Einführung der Handkommunion nicht rückgängig machen, vermag aber betroffenen Geistlichen gegen kirchenbehördliche Willkür beizustehen.

"Verkleidete Akteure und Zuschauer in Zivil"

Es bedarf keiner Frage, daß die liturgische Gewandung in der allgemeinen Diskussion keine große Rolle spielt. Eher unreflektiert ist der Ubergang zu wallenden "Mantelalben" und grobgewebten Umhängen vor sich gegangen, denen allen der unübersehbare Verzicht auf jegliches christliche Symbol, besonders das Kreuz, eigen ist.

Umso mehr gilt es, von einer Tagung "Kleidung im Gottesdienst" zu berichten, von der in der Zeitschrift Gottesdienst (Heft 3/1991) die Rede war; die Tagung hatte auf Einladung der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitsgruppe Kirchliche Architektur und Sakrale Kunst) in Trier stattgefunden.

Die Leitung hatte Professor Dr. Albert Gerhards, Bonn, der in seinem Referat "verstärkt reaktionäre Tendenzen" beklagte. (Ob damit die auch von Paramentenherstellern bestätigte wachsende Nachfrage etwa nach traditionellen Kaseln gemeint ist?) Manchmal dokumentiere die geistliche Gewandung "überholte Perspektiven oder Akzente der Priesterrolle". (Bedeutet dies, daß der Priester sich in seiner Kleidung nicht mehr von den Laien unterscheiden darf?)

Der Eindruck, den man im Gottesdienst vielfach habe, sei der "von verkleideten Akteuren und Zuschauern in Zivil". Die Tagung war sich darüber einig, "daß es liturgisch keiner besonderen Kleidung zur Feier christlicher Gottesdienste bedarf"; mit anderen Worten: Einer Zelebration in Lederhosen steht

"liturgisch" nichts im Wege.

"Zwei Wege" wurden diskutiert: Alle Teilnehmer sollten ein "ziviles Festgewand" tragen, zu dem die "Leiter und Dienste" lediglich noch ihre "Insignien" trügen. Die andere Lösung war: Es solle ein "wie auch immer geartetes Grundgewand für alle Feiernden" geben. Unübersehbar ist, daß hier die auch sonst allenthalben zu beobachtende Tendenz, die herausragende Stellung des geweihten Priesters - sei es aus ökumenischer Rücksichtnahme, sei es aus "Demokratie"-Bestreben - zu eliminieren, in die liturgische Gewandung Einzug hält.

Dabei will man strategisch klug vorgehen: Das Ganze müsse "feinfühlig und langfristig" geschehen, hieß es; schließlich müßten sich "neue Formen gegenüber den alten durch ihre Qualität und Uberzeugungskraft durchsetzen". Die Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz (die die Tagung veranstaltete) will also keineswegs die eingerissenen Tendenzen beheben, sondern nach Kräften "feinfühlig und langfristig" forcieren. Ein solches Programm spricht für sich!

Ein Interview mit Kardinal Oddi

In der Zeitschrift 30 jours vom November 1990 gab Kardinal Silvio Oddi ein längeres Interview, bei dem Thomas Ricci die Fragen stellte. Auf die Frage: "Sie sind immer noch gegen die Abschaffung des Lateins. Warum?", bemerkte der Kardinal nach einigen Konzessionen an den Gebrauch der Volkssprache in der Wortliturgie, daß "das eucharistische Opfer eine im strengen Sinne priesterliche Funktion ist. Alles spielt sich zwischen dem Priester und Gott ab". Hintergedanke: Das Latein ist hier also an seinem Platz. Und er fügt hinzu:

"Zweitens halte ich das Argument von der Schwerverständlichkeit des Lateins für nicht stichhaltig. In vielen Ländern hat es die Verbreitung der Kultur ermöglicht, das Sonntagsmeßbuch einzuführen, und in vielen Kirchen verteilt man sogar Blätter mit der Ubersetzung in die Landessprache. Ist es im übrigen wirklich notwendig, alle vom Priester ausgesprochene Worte zu verstehen, um der Messe zu folgen? Ist es nicht richtig, daß man die schöne Musik mit Wohlgefallen hört, und daß sie uns innerlich bewegt, selbst wenn wir nicht immer eventuelle Worte verstehen? Versteht man immer, was die großen Opernarien sagen?"

Der Hinweis auf Artikel 36 der Konzilskonstitution über die Liturgie veranlaßt den Kardinal zu folgender Antwort:

"Das Konzil ist nicht der Kern des Problems. Echt verderblich ist die nach dem Konzil durchgeführte Liturgiereform gewesen. Das verdanken wir jenem italienischen Kardinal, der als erster damit beauftragt gewesen ist, die Liturgiereform umzusetzen (Kardinal Lercaro, Anm. d. Red.). Nach meinem Verständnis trägt dieser hochwürdigste Kardinal die schwere Verantwortung, die lateinische Messe abgeschafft zu haben, und das gegen den Willen des Konzils. Ein Delikt, das die Geschichte

der Kirche nicht verzeihen kann."

Leider hatte "man" es so arrangiert, daß sogar die Texte der Konstitution doppeldeutig sind. Im Hinblick auf die notwendige Kurskorrektur stellt Kardinal Oddi fest: "Ich weiß nicht, was in der Kirche vorgehen würde, wenn man eine etwas strengere Disziplin einführen sollte. Ich weiß allerdings, daß es nicht gut ist, seine Anordnungen von der Straße entgegenzunehmen. Am Ende wird man eines schönen Tages alles schlucken. Man erlebt, wie heute die Leute die Kommunion in die Hand empfangen nur, weil bestimmte Episkopate diese Praxis mit Gewalt eingeführt haben und niemand ihnen Einhalt geboten hat. Man kann nicht behaupten, diese Übung sei hilfreich, um ein Gefühl der Ehrfurcht gegenüber dem Sakrament zu erzeugen. Paul VI. war im höchsten Maße dagegen, was ihn persönlich betrifft. Doch er hat sich den vollendeten Tatsachen beugen müssen, cosi fan tutti ("Alle machen es so")!

Der Journalist meint: "Eminenz, das derzeitige Panorama ist trostlos... Haben Sie sich nie gefragt, welche Rolle wohl das Konzil bei diesem Desaster gespielt hat...?

Antwort des Kardinals: "... Das Konzil hat eine unerwartete Richtung genommen, die Johannes XXIII. absolut nicht vorausgesehen hatte. Ich habe ihn gut gekannt, weil ich sein Sekretär gewesen bin in den Jahren, als er Nuntius in Paris war. Es ist eine bekannte Tatsache: Als Johannes XXIII. das Konzil einberief, dachte er an ein Einigungskonzil mit unseren getrennten orthodoxen und protestantischen Brüdern. Jemand merkte an (Kardinal Tardini, Anm. d. Red.), ein Konzil in diesem Sinne riskiere einen Mißerfolg, weil man nicht mit Sicherheit wisse, ob es die erwähnten getrennten Brüder günstig aufgenommen hätten. Man verlegte sich also auf ein Konzil 'der Aktualisierung'. Für Johannes XXIII. hieß "aktualisieren", die Kirche von gewissen überholten Elemente zu befreien, die sie belasteten, um sie zu einer Kirche zu machen, die als Braut Gottes mit ihrer Schönheit, Heiligkeit und ihrem Glanz die Bewunderung aller auf sich zieht. Vielleicht ist das Konzil ungenügend vorbereitet worden. Es ist klar, daß es von einer zu Zeiten Pius X. entstandenen modernistischen Strömung vereinnahmt wurde, die nie völlig aufgegeben hatte. Es ist zwar gelungen, den

Buchstaben des Konzils zu retten, nicht aber seinen Geist, der den Neuerern ausgeliefert blieb. Letztlich wurde die sogenannte "Modernisierung" der Kirche gestützt und verwirklicht nicht von den heiligsten Hirten, sondern von denen, die das meiste Geräusch verursachten. Und das waren zweifelsohne nicht die Vertrauenswürdigsten."

Aus der französischen "una voce"-Zeitschrift (Januar-Februar 1991) übersetzt von Andreas Schönberger.

Diözesansynode: Priester unerwünscht?

Die Tageszeitung von Florenz La Nazione wertete es als einen Skandal, daß an der ersten Sitzung der Diözesansynode nur 43 % der Priester (der Diözese) teilgenommen hatten. Das Erstaunen erklärt sich aus ihrer Überzeugung, daß ein so wichtiges Ereignis für die Ortskirche eine Angelegenheit des Klerus und der Hierarchie sein sollte. Vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist es ja fast immer so gewesen. Erzbischof Piovanelli machte sich indessen nichts daraus, der Zeitung der Toskana auf Befragung hin zu antworten, daß die Priester "in noch geringerer Anzahl teilzunehmen hatten" und daß der Prozentsatz von 43 % als positiv zu werten sei und seinem Klerus "alle Ehre" mache. So wird beim synodalen Verlauf unterschieden zwischen der Periode des "Anlaufs", die der Synode vorausgeht und sich in den örtlichen Pfarrgruppen abwickelt, in denen der Priester aktiv präsent ist - und der eigentlichen synodalen Versammlung, die sich gemäß Kirchengesetz um den Bischof konstituiert, bei der im allgemeinen die Laien gleich stark vertreten sind, wenn nicht sogar zahlen-

mäßig stärker als die Priester. Natürlich steht es den hiervon Ausgeschlossenen (den Priestern) frei, von sich aus an der Synode teilnehmen.

Natürlich hat *La Nazione* recht und Kardinal Piovanelli unrecht. Nach göttlichem Willen ist die Kirche "pyramidal und klerikal" errichtet oder – anders gesagt –: die Leitung der Kirche ist Sache des Klerus. Jede eventuelle Aktion der Laien hat "in vollständiger Unterordnung unter die kirchliche Leitung zu erfolgen" (Pius XI. in seiner Ansprache an junge Kleriker über Wesen und Aufgaben der Katholischen Aktion vom 14. März 1935).

Es ist tatsächlich so. In Zeiten, in denen die Häresien vorübergehend triumphieren, sind die Ohren der Laien katholischer als der Mund der Hirten (Hl. Hilarius). Und so ist dem Redakteur der Zeitung *La Nazione* mehr katholisches Gespür zuzubilligen als Kardinal Piovanelli, der sich der Mode einer horizontalen und demokratischen Kirche (klare Häresien) angepaßt hat und sich des Fernbleibens seines Klerus rühmt und somit seiner eigenen Schande.

Leserbrief eines Priesters zu obiger Meldung

Ich halte es für angebracht, zum Leitartikel des Blattes "Jesus" von Mai 1990, der sich mit der Synode von Florenz befaßt, sowie zu Ihrem Kommentar in "si si no no", 15. Nov. 1990, zu Aussagen des Kardinals Piovanelli folgendes klarzustellen:

Die Gründe für die Abwesenheit der florentinischen Priester bei der Ersten Sitzung der Diözesansynode (nur 43 % nahmen teil) dürften bei meinen Konfratres wie auch bei dem Unterzeichneten (einem von den vielen, die nicht teilgenommen haben) in der Art und Weise zu suchen sein, wie diese Synode vorbereitet und durchgeführt wurde.

Wie sollte man einer Synode beiwohnen, zu der protestantische Prediger, Schismatiker und erklärte Ungläubige eingeladen waren, deren Meinungen man hören wollte und von denen Vorschläge erbeten wurden zu den zahlreichen Problemen, die das spirituelle Wohl der florentinischen Kirche angingen?

Wie sollte man einer Synode beiwohnen, bei der die Laien als Privilegierte die Majorität hatten?

Wie hätte ich – auf meinen entsprechenden Antrag hin – lediglich "von mir aus" (ohne beauftragt zu sein) als Komparse an der Synode teilnehmen sollen?

Da ich weder die Methoden der Synode noch die Vorbereitungen hierzu gutheißen konnte, habe ich es vorgezogen, nur geistig daran teilzunehmen. Jawohl, geistig: wobei ich die hl. Maria, den Sitz der Weisheit, und in besonderer Weise den Heiligen Geist demütig bitte, daß Er Sein Licht aussenden möge für den guten verlauf der Beratungen und Beschlüsse.

Den vorstehenden Bericht nebst angefügtem Leserbrief entnehmen wir der italienischen Zeitschrift "si si no no" (Ausgabe vom 15. November 1990). Übersetzt von Josef Poeth. Nachwort des Übersetzers

"Priester unerwünscht" - diese Überschrift hätte die Florenzer Zeitung ihrem Leitartikel geben können. In der Tat entsteht oft der Eindruck (und nicht nur der Eindruck: es ist oft sogar eine Tatsache), daß Priester, zumal solche im wahren, nämlich traditionellen Sinne, zurückgedrängt, wenn nicht sogar abgewiesen weren! Wie es scheinen mag, sind heute weniger Seeleneifer und Frömmigkeit, als Weltoffenheit und Anpassung an das, was "in" ist, gefragt. In weitem Ausmaße führen heute Laien das große Wort, und zwar kaum solche, die sich der katholischen Tradition verpflichtet fühlen, als diejenigen, die sich bei ihren Vorstellungen und Forderungen auf ein zweifelhaftes Alibi, auf das "Konzil" nämlich und dessen vermeintlichen Geist berufen. Es nimmt nicht wunder, daß viele Priester sich frustriert fühlen, die Freude an ihrem Beruf (oder ihrer Berufung) verlieren und nicht mehr die Kraft zum Durchhalten finden.

Zu dieser Entmachtung des Priesters haben die Einrichtung der Räte und die sogen. Liturgiereform mit allen ihren Auswüchsen beigetragen. Allein optisch ist zu sehen, daß der Priester immer mehr vom Altar verdrängt wird oder – man könnte sagen – von Laien überspielt wird (Laienpredigten, Kommunionausteilung durch Laien ohne Notwendigkeit, das Hantieren der Laien mit liturgischen Geräten, was früher dem Priester vorbehalten war usw.).

Auch wird die Zelebration versus populum der Stellung des Priesters nicht gerecht. Er wendet sich dem Volke zu, als ob er quasi einer der Ihren wäre, spricht seine Gebete in Richtung des Volkes, wo er doch als Mittler zwischen Gott und Volk agieren und somit zu Gott hin ausgerichtet sein sollte.

Auch müßte es einem Priester eigentlich nicht angenehm sein – wie es auch seiner inneren Sammlung nicht

förderlich ist -, wenn er bei der hl. Handlung und bei seinem Beten vom Volk beobachtet wird.

Die Aufwertung, also Höherstellung, des Laien hat automatisch eine Minderung der Stellung des Priesters zur Folge. Die durch sein Handeln in persona Christi bedingte Distanz zum Volk muß erkennbar sein. Dies ist nicht der Fall, wenn er z.B. bei Eucharistiefeiern

sozusagen von den Gläubigen umdrängt wird, die – wie nicht selten zu beobachten – den Altar umlagern.

Leider tun viele Priester ein übriges: Außerdienstlich schlüpfen sie in Zivil und löschen auch so jeden Unterschied zum Volk aus, seien es Katholiken, Andersgläubige oder Atheisten.

J.P.

Erklärungen, Erklärungen

Es lohnt sich kaum mehr, den wie Pilze aus dem Boden schießenden "Erklärungen" nationaler Theologengruppen größere Aufmerksamkeit zu widmen; allzu sehr gleichen sie einander, und man fragt sich, warum die immer neuen Gruppen nicht einfach die schon vorhandenen "Erklärungen" mitunterzeichnen, statt wieder neu zur Feder zu greifen und vermeintlich bzw. angeblich Neues zu verbreiten. Wenn wir hier auf dergleichen zu sprechen kommen, so nur deshalb, weil hier Symptome in wachsendem Maße sichtbar werden, die Rückschlüsse auf die kirchliche Entwicklung, ja, den Grad der Auflösung zulassen.

Nach der "Kölner" und der "Tübinger Erklärung" gibt es seit kurzem auch eine (von 431 nordamerikanischen Theologen unterzeichnete) "Washingtoner Erklärung", für die eine Katholische Theologenvereinigung Amerikas (CTSA; Präsident: Father Walter Principe) verantwortlich zeichnet und die sich als Bestandsaufnahme 25 Jahre nach dem II. Vaticanum versteht. Der "exzessive römische Zentralismus", so heißt es da, sei nicht vereinbar "mit den Lehren des Zweiten Vatikanums über die bischöfliche Kollegialität und die Ortskirchen". Der Glaubenskongregation wird unverblümt "Verletzung fundamentaler Menschenrechte und Rechtsgarantien" vorgeworfen. Aus einem bekanntgewordenen vertraulichen Fragebogen (der potentiellen Bischofskandidaten vorgelegt worden sei) habe man ersehen, daß es nur um deren systemkonforme Einstellung zum Frauenpriestertum, zum Zölibat und zur Empfängnisverhütung gehe.

Auch in der Ökumene werden "autoritärer Handlungsstil" und "unangemessene Interventionen" beklagt und auf seiten Roms "die theologische Reife, zu der die katholische Theologie fähig ist", vermißt. –

Jüngstes Pamphlet in diesem Zusammenhang ist die "Luzerner Erklärung kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter", die am 21. März d.J. veröffentlicht wurde. Auch hier wettert man gegen "autoritativen Stil" und "erdrückenden Zentralismus" in der "römischen Kirchenleitung"; "zentralistische und repressive Maßnahmen verletzen zutiefst die Mündigkeit der Getauften und Gefirmten" – und gegen diesen "Ausverkauf des 2. Vatikanischen Konzils" wolle man "auf breiter Basis unmißverständlich Einspruch erheben".

Näherhin beschwört die Erklärung eine Vision von Kirche, "die aus dem freimachenden Geist Jesu lebt"; es folgen die bekannten Floskeln wie "Kirche sind wir alle" und "Gleichberechtigung", "Ortskirchen" und "Menschenrechte zuerst in den eigenen Reihen" u.

dgl.; schließlich sei "der Glaubenssinn aller Gläubigen wesentlicher Bestandteil der kirchlichen Wahrheitsfindung". Letzterer Leitsatz wird mehr und mehr so interpretiert, als sei nur das "wahr", was von der Mehrheit – die den "Glaubenssinn aller" dokumentiere – akzeptiert wird.

Der Vision folgt die Kritik - der zentrale Teil der Erklärung; und wieder ist von "restaurativen Maßnahmen" die Rede - konkret wird gegen "abgeschlossene und elitäre Priesterausbildung" gewettert, was sich offensichtlich gegen Bischof Haas von Chur richtet, der bekanntlich im Priesterseminar nur echte Priesteramtskandidaten duldet. Ferner: "Zölibat, Laisierung, Viri probati (das ist ein Euphemismus für verheiratete Priester; Red.), wiederverheiratete Geschiedene" - all diese Themen (man sieht, was hier stets im Vordergrund steht!) sollten "mit evangelischem Freimut angegeangen" werden.

Unter der Überschrift Hoffnung erklären sich die Verfasser des Textes "entschlossen, die Vision einer geschwisterlichen, angstfreien und befreienden Kirche" Wirklichkeit werden zu lassen. Das Konzil werde "sich trotz aller Widerstände durchsetzen".

Das für die Presse bestimmte Blatt trägt den Aufdruck: "Sperrfrist für die Medien: 22. März 1991." Offenbar soll die Öffentlichkeit zu Beginn der Karwoche gezielt mit der "Erklärung" konfrontiert werden. Das Ganze hat einen primitiv-revolutionären und einen tragischen Charakter: Die einen sind aufmüpfige Möchte-gern-Revoluzzer, die mit ihrer "Erklärung" es den Kölnern, Tübingern und Washingtonern gleichtun wollen und auf höchst ungefährlichem Terrain ihren "Mut" zur Schau stellen; die anderen sind Irregeleitete, die die im tiefsten wirklich "frei-machende" Botschaft Christi rein horizontal mißverstehen und deshalb nicht begreifen (können), daß Priestertum und hierarchische Kirche demütig und dankbar anzunehmende Gnadengeschenke Gottes sind. Beidem gegenüber ist halbherziges Gewährenlassen fehl am Platze; immerhin aber trägt all dies nur noch mehr dazu bei, offenbar zu machen, wohin starke innerkirchliche Kräfte das Schiff Petri mit Macht manövrieren wollen.

Modernes Fasten

Es soll hier nicht von den fast schon krankhaften Versuchen auch kirchlicher Gremien die Rede sein, den Sinn des Fastens ganz ernsthaft als eine Art "Entschlackungskur" zu interpretieren. Was geschieht, wenn der ursprüngliche Sinn einer religiösen Übung nicht mehr gesehen oder als nicht mehr zumutbar angesehen wird, anderseits aber doch noch rudimentäre Überbleibsel "gerettet" werden sollen, erhellt aus folgender Meldung der Katholischen Nachrichten-Agentur vom 8. Februar d. J.:

Zum "Müllfasten" hat der Diözesanrat der Katholiken im Bistum Passau für die diesjährige Fastenzeit aufgerufen. Fasten bedeute heute auch "Umdenken in unserem Verhältnis zur Umwelt", begründet das Laiengremium die Aktion, die im vergangenen Jahr zum ersten Mal stattgefunden hatte. Die Fastenzeit biete eine gute Gelegenheit, über das Müllproblem nachzudenken und das eigene Verhalten kritisch zu prüfen. Unter "Müllfasten" versteht der Diözesanrat, alle organischen Abfälle zu kompostieren und schon beim Einkauf den Energieverbrauch und umweltschonende Entsorgungsmöglichkeiten der Produkte zu berücksichtigen. Unnötige Ver-

packungen sollten vermieden werden. Auch durch den Kauf von Mehrwegflaschen und Waren mit dem Umweltengel könne "Müllfasten" praktiziert werden. –

Soweit die Pressemeldung. Die meisten unserer Leser werden mit den Funktionen eines "Diözesanrates" nicht vertraut sein; es dürfte sich um die deutsche Variante des im Kirchenrecht in cann. 511ff. behandelten "Pastoralrates" handeln, der "unter der Autorität des Bischofs all das, was sich auf das pastorale Wirken in der Diözese bezieht, zu untersuchen, zu beraten und hierzu praktische Folgerungen vorzuschlagen" hat. Diesem pastoralen Wirken verdanken es die Gläubigen, daß sie nun über die Bedeutung des der Fastenzeit angemessenen "Umdenkens" (griech. metanoein) informiert wurden: es geht also u. a. um den Gebrauch von Mehrwegflaschen!

Zum Tode Erzbischof Lefebyres

"Im Alter von 85 Jahren ist der aus der katholischen Kirche verstoßene französische Erzbischof Marcel Lefebvre gestorben. Der schweizerische Rundfunk meldete, der extrem konservative Geistliche sei in einem Krankenhaus im schweizerischen Martigny gestorben." So lautete die knappe Meldung der Reuter-Agentur, die auch den Rundfunk- und Fernsehnachrichten am Abend des Todestages zugrundelag.

Marcel Lefebvre war am frühen Morgen des 25. März, an dem die Kirche (wenn er nicht in die Karwoche fällt) das Fest Mariä Verkündigung, d.h. die Menschwerdung unseres Herrn und Heilandes feiert, nach einer Krebsoperation gestorben. Wir wissen nicht, wie es zu der Formulierung "der verstoßene Erzbischof" kam – jedenfalls war der Begriff sonst nie im Zusammenhang mit Lefebvre in den Medien aufgetaucht.

Die Nachricht von seinem Hinscheiden bewegt viele Katholiken. Daß die von ihm entfachte Bewegung zahlreiche Anhänger fand, ist nur zu erklären durch eine sehr schwere Fehlentwicklung in der Kirche nach dem Konzil. Der Verstorbene hat auf viele blutende Wunden den Finger gelegt: die Zerrüttung der liturgischen Ordnung, die Erschütterung von Glaube und Sitte, die falschen öku-

menischen Perspektiven und Praktiken.

Die von Erzbischof Lefebvre 1988 ohne Roms Genehmigung vorgenommenen Bischofsweihen haben seine Anhänger nicht einmütig bejaht. Es entstand die Priesterbruderschaft St. Petrus, welche die Anerkennung des Papstes fand, aber dennoch einen schweren Stand hat. Der in einem langen, erfolgreichen Wirken – vor allem auf dem Felde der Mission – bewährte Prälat verfiel formal der "Exkommunikation", deren Berechtigung indessen kontrovers ist und von ihm selbst nicht anerkannt wurde.

Eine erschütternde Tragödie – zumal, wenn man bedenkt, daß so viele offenkundige Irrlehrer mit keiner kirchenrechtlichen Strafe belegt werden und sich weitgehend immer noch der missio canonica erfreuen. Nie hat Erzbischof Lefebvre ein Dogma geleugnet, und deshalb ist auch ein Vergleich seiner Haltung mit der Luthers oder der Altkatholiken unzutreffend. Allgemein unbestritten waren seine persönliche Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit.

In dem vor wenigen Wochen erschienenen Weißbuch des Klosters Sainte-Madeleine (Südfrankreich), das sich bekanntlich kurz nach den Bischofsweihen von Erzbischof Lefebvre losgesagt hatte und schon im Juli 1988

"vom Hl. Stuhl anerkannt" wurde, heißt es: "Wir bewahren Msgr. Lefebvre gegenüber große Dankbarkeit."

Dem kann man nur rückhaltlos zustimmen. Es wird auch von niemandem ernsthaft bestritten, daß die bedingte Wiederzulassung der vorkonziliaren Riten – die ja nicht nur "Rituelles" betrifft, sondern die Identität der Kirche umschließt – ohne das Wirken des Erzbischofs undenkbar wäre. Auch aus diesem Grunde wird der "verstoßene" Erz-

bischof Marcel Lefebvre einen bleibenden Platz in der Kirchengeschichte haben. Wir empfehlen die Seele des Heimgegangenen der Güte und Barmherzigkeit Gottes. –

Der Erzbischof wurde über die Karund Ostertage in seiner Gründungsniederlassung *Ecône* (Schweiz) aufgebahrt und daselbst am Osterdienstag, den 2. April, nach dem feierlichen Requiem unter Teilnahme von etwa 10.000 Gläubigen beigesetzt.

Anschriften einiger Autoren und Übersetzer:

Professor Dr. Walter Hoeres, Schönbornstr. 47, 6000 Frankfurt 50 Dr. Rudolf Kaschewsky, Tulpenweg 46, 5205 Sankt Augustin 1 Margarethe Kuppe, Stud.-Dir. a.D., Ludwig-Egler-Str. 6, 7450 Hechingen

Dr. Andreas Schönberger, Reneauldstr. 58, 6630 Saarlouis